

Die Beeinflussung der wissenschaftlichen Karriere deutscher Psychologinnen und Psychologen des 20. Jahrhunderts durch politische Ereignisse und Kriegswirren – dargestellt am Beispiel von Wilhelm Peters, Friedrich Sander und Annelies Argelander

Wolfgang Schneider und Armin Stock

Institut für Psychologie und Adolf-Würth-Zentrum für Geschichte der Psychologie der
Universität Würzburg

Abstract

The text provides a comprehensive account of the life and work of Wilhelm Peters, Friedrich Sander and Annelies Argelander, highlighting several interrelations during their professional careers and the impact of political events of the 20th century on their careers. To this end, new archival research was conducted in the university archives of Jena, Mannheim and Würzburg as well as in the Adolf Würth Center for the History of Psychology, which led to some new findings.

Inhalt

Einleitung	3
Der wissenschaftliche Werdegang von Wilhelm Peters.....	5
Die Würzburger Periode (1910 – 1919).....	6
Die Mannheimer Periode (1919-1923)	7
Der Institutsaufbau in Jena (1923 – 1933).....	9
Die Jahre der Emigration (London und Istanbul, 1933-1952	16
Rückkehr nach Deutschland und Emeritus-Phase in Würzburg (1952-1963)	22
Der wissenschaftliche Werdegang von Friedrich Sander.....	27
Die beiden Leipziger Perioden (1911-1914 sowie 1919-1929).....	28
Die Zeit in Gießen (1929-1933).....	34
Die Zeit in Jena (1933-1945).....	37
Wissenschaftspolitische Aktivitäten und ihre Auswirkungen auf die Entwicklung des Instituts.	42
Erste Eingliederungsversuche nach dem Krieg (1945-1953)	44
Die Bonner Zeit (1954-1960)	47
Der Werdegang von Annelies Argelander	54
Die Zeit in Mannheim (1920-1923).....	55
Die Schaffensperiode in Jena (1923-1937).....	56
Die Zeit Argelanders in den USA (1939-1980).....	61
Spekulationen zum Verhältnis zwischen Argelander und Peters	62
Danksagung	63
Literaturverzeichnis.....	64

Einleitung

Im Folgenden soll durch die Skizzierung der Lebensläufe und wissenschaftlichen Stationen von Wilhelm Peters, Annelies Argelander und Friedrich Sander aufgezeigt werden, welchen großen Einfluss politische Veränderungen während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf berufliche Entwicklungen deutscher Psychologinnen und Psychologen nehmen konnten. Die der Personen sind dabei nicht zufällig ausgewählt. Wilhelm Peters (geb. 1880) und Friedrich Sander (geb. 1889) weisen beide beeindruckende wissenschaftliche Laufbahnen auf und haben beide bei Wilhelm Wundt in Leipzig promoviert. Obwohl sie sich wohl nie begegnet sind (vgl. Schreiben von Peters, Universitätsarchiv Jena, Bestand D, Nr. 941, Bl. 64), ist – wie noch zu zeigen sein wird – ihr persönliches Schicksal durchaus miteinander verknüpft. Beide haben schon in ihrer frühen wissenschaftlichen Schaffensphase bedeutsame Werke vorgelegt, die allerdings heute weitgehend in Vergessenheit geraten sind. Wilhelm Peters führte während seiner Tätigkeit bei Karl Marbe von 1908 bis 1919 in Frankfurt, Würzburg und Jena innovative und umfangreiche Studien zur Anlage- Umweltproblematik durch. Friedrich Sander ist vor allem durch seine ganzheitspsychologischen Arbeiten zur „Aktualgenese“ bekannt geworden. Peters und Sander haben auch einiges für das Fach Psychologie geleistet, wenn auch in unterschiedlichen Bereichen. So gründete Peters nach seinem Weggang aus Würzburg im Jahr 1919 ein Institut für Psychologie an der Handelshochschule Mannheim, wenige Jahre später (1923) die Psychologische Anstalt an der Universität Jena und schließlich 1937 nach seiner Emigration in die Türkei das Institut für Psychologie und Pädagogik an der Universität Istanbul¹. Friedrich Sander war dagegen stärker wissenschaftspolitisch engagiert, schon in den dreißiger Jahren Mitglied des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGPs) und dann auch ab Mitte der fünfziger Jahre nicht nur erneut Mitglied des Präsidiums der DGPs, sondern auch bis 1958 deren Vorsitzender. Der noch kurz vor der Aufnahmesperre im April 1933 in die NSDAP eingetretene Sander folgte dem Juden Peters in Jena als Direktor der Psychologischen Anstalt. Ihre langjährige Tätigkeit in Jena stellte wohl für beide den Höhepunkt ihrer wissenschaftlichen Karriere dar. Danach erfolgte für Peters und Sander aus unterschiedlichen Gründen ein eher negativer Trend, was die weitere berufliche Arbeit anging. In der Spätphase ihrer Laufbahn wurden ihre Leistungen jedoch durch besondere Ehrungen gewürdigt: Peters erhielt 1960 die Ehrendoktorwürde der Universität Würzburg (Arnold, 1960)

¹ Bereits während des Ersten Weltkriegs hatte Georg Anschütz 1915 an der Universität Konstantinopel, der sogenannten Darülfünun (Osmanisch: „Haus der (Natur)Wissenschaften“, s. Batur, 2002, S. 9) ein Forschungsinstitut für experimentelle Psychologie begründet. Diese Universität wurde am 31.05.1933 geschlossen und anschließend als Universität Istanbul wiederbegründet. (s. Batur, 2002, S. 44).

[Hier eingeben]

und wurde 1962 zum Ehrenmitglied der DGPs ernannt. Sander wurde mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet (das er allerdings nicht annahm, s.u.). Der Umstand, dass er dazu eingeladen wurde, einen Beitrag für den ersten Band der Reihe „Psychologie in Selbstdarstellungen“ zu leisten (Sander, 1972), deutet darauf hin, dass – wie es die Herausgeber Pongratz, Traxel und Wehner (1972) im Vorwort betonen – er zu den bedeutenden Psychologen zu zählen war, die einen wesentlichen Anteil am Aufbau der deutschen Psychologie nach 1945 hatten (ebd. S. 8).

Das Schicksal der 1896 geborenen Annelies Argelander ist eng mit dem von Peters und Sander verknüpft; sie wurde kurz nach ihrer Heidelberger Promotion in den Fächern Volkswirtschaft, Staatslehre und Handelsrecht ab 1920 bis 1923 wissenschaftliche Assistentin von Peters an der Mannheimer Handelshochschule, danach von 1923 bis 1933 wissenschaftliche Mitarbeiterin von Peters in Jena. Im Jahr 1927 habilitierte sie sich wohl als eine der ersten Frauen mit der Venia im Fach Psychologie (vgl. auch Billmann-Mahecha, 2004; Martha Moers (Innsbruck) und die Würzburgerin Maria Schorn habilitierten zwei Jahre später, Charlotte Bühler zwar schon 1920 in Dresden, doch bei dem Literaturwissenschaftler Oskar Walzel mit einer Venia für Ästhetik und Pädagogische Psychologie). Nach der Entlassung von Peters durch das Nazi-Regime im Jahr 1933 fungierte Argelander bis zu ihrer Ruhestandsversetzung (1937) als Mitarbeiterin des Peters-Nachfolgers Friedrich Sander. Aufgrund ihrer wissenschaftlichen Leistungen erhielt sie Rufe auf Professuren an den Pädagogischen Akademien in Frankfurt/Oder und Kassel, die sie aber jeweils ablehnte. In Jena wurde sie 1932 Abteilungsleiterin am Institut und auf einer außerordentlichen Professur verbeamtet (vgl. Gallschütz, 2017; Maas, 2010). Nach ihrer Ruhestandsversetzung heiratete sie den polnischen Neurowissenschaftler Jerzy Edwin Rose und emigrierte mit ihm 1939 in die USA, wo sie bis zu ihrer Emeritierung Professuren am Smith College (Northhampton, Mass.) und Goucher College (Towson, Maryland) innehatte. Ihre Pionierleistungen gerade im Bereich der Pädagogischen Psychologie sind heute leider vergessen, und zu den bedeutendsten deutschsprachigen Psychologinnen des 20. Jahrhunderts wurde sie (wohl aufgrund ihres Wechsels in die USA) auch meist nicht gezählt.

Warum beschäftigen wir uns nun näher mit dem Schicksal dieser drei Personen? Gerade zum Werdegang von Peters und Sander liegen mittlerweile doch einige ausführliche Publikationen vor, zu Argelander eher knappe Darstellungen (z.B. zu Peters: Eckardt, 1973, 1999, 2003; zu Sander: Fitzek & Wittmann, 2003; Sander, 1972; Stöwer, Rietz & Rudinger, 1996; zu Argelander: Billmann-Mahecha, 2004; Raehlmann, 2005; Gallschütz, 2015). Unsere Recherchen zu Argelander, Peters und Sander in den Universitätsarchiven von Jena, Mannheim

[Hier eingeben]

und Würzburg sowie in den Nachlässen von Peters und Sander am Würzburger Adolf-Würth-Zentrum für Geschichte der Psychologie haben jedoch eine ganze Reihe von Erkenntnissen erbracht, die so in der verfügbaren Literatur noch nicht dargestellt worden sind. Diese Informationen sind auch durchaus dazu geeignet, einige in der einschlägigen Literatur getroffenen Annahmen in Frage zu stellen und zu korrigieren.

Nachfolgend werden die wichtigsten beruflichen Stationen und wissenschaftlichen Leistungen von Wilhelm Peters und Friedrich Sander ausführlich dargestellt, bevor dann auf die Frage ihrer gegenseitigen Beziehung und ihr Verhältnis zu Annelies Argelander eingegangen wird. Es wird zu zeigen versucht, dass hier politische Ereignisse ab 1933, also ab der Machtübernahme Hitlers, eine wichtige Rolle spielten.

Der wissenschaftliche Werdegang von Wilhelm Peters

Über die frühen Lebensjahre von Peters ist wenig bekannt. Er stammt aus der Wiener Kaufmannsfamilie Emma und Julius Pereles, die jüdischer Herkunft war. Wilhelm Pereles wurde im Alter von drei Jahren evangelisch getauft und besuchte in Wien nach der Volksschule drei Gymnasien (Akademisches Gymnasium, Piaristen-Gymnasium und Maximilians-Gymnasium). An letzterem bestand er 1900 die Reifeprüfung. Ein Jahr vorher war er offiziell aus der Israelitischen Kultusgemeinde Wien ausgetreten, vier Jahre später legte die Familie den Namen Pereles ab und nannte sich fortan Peters (vgl. Stadtarchiv Jena, 2015).

Für das Wintersemester 1900/01 schrieb sich Wilhelm Peters an der Universität Zürich in den Fächern Philosophie und Psychologie ein und wechselte zum Sommersemester 1901 an die Universität Leipzig. Die vielseitigen Interessen von Peters lassen sich daran ablesen, dass er neben Psychologie und Medizin auch Physik, Chemie, Biologie und Mathematik belegte. In Leipzig war er fünf Semester Student am psychologischen Institut, drei davon zur Promotion bei Wilhelm Wundt. Die Einreichung der Dissertation mit dem Thema „Die Farbwahrnehmung der Netzhautperipherie“ erfolgte am Ende des siebten Semesters; die Doktorprüfung bestand er im Mai 1904 mit „magna cum laude“. Nach Abschluss der Promotion erfolgten kurze Forschungsaufenthalte in Wien und München bei bekannten Wissenschaftlern. An der Universität Wien führte er bis 1906 am physiologischen Institut (Leitung: Hofrat Exner) experimentalpsychologische Arbeiten durch. Im Jahr 1907 wechselte er zu Kraepelin nach München an die Psychiatrische Klinik, wo er im Psychologischen Laboratorium arbeitete (Holzapfel, 2001).

Die Würzburger Periode (1910 – 1919)

Ein für Peters‘ weitere Laufbahn wichtiger Schritt bestand in der Annahme einer Assistentenstelle am Seminar für Philosophie und Pädagogik der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften bei Karl Marbe, wo er genau ein Jahr tätig war. Marbe schätzte Peters sehr und bot ihm kurz nach seinem Wechsel auf den Lehrstuhl für Psychologie an der Universität Würzburg eine Assistentenstelle an. Peters nahm das Angebot an und wechselte im April 1910 an das Würzburger Institut. Im gleichen Jahr habilitierte er sich mit einer Arbeit zum Thema „Über die Ähnlichkeitsassoziation“ für Philosophie, insbesondere Psychologie. Aus den Unterlagen des Universitätsarchivs Würzburg (UAW) geht hervor, dass Peters schon 1910 zum Privatdozenten ernannt und auf Antrag von Marbe 1915 zum außerordentlichen Professor berufen wurde. All dies wirkte sich jedoch nicht positiv auf sein Gehalt aus: Als Assistent ohne Beamteneigenschaften verdiente er deutlich weniger als vorher in Frankfurt (UAW, Personalakte Peters). Erst ab seiner Ernennung zum Assistenten mit Beamteneigenschaften im Jahr 1916 (ein Jahr nach seiner Eheschließung mit Anna Siedentopf) gelang es, die Gehaltsstufe der Frankfurter Assistentenstelle zunächst zu egalisieren und dann auch zu übertreffen.

Wissenschaftlich knüpfte Peters in seiner Würzburger Periode an die allgemeinspsychologischen Arbeiten seiner Leipziger und Frankfurter Zeit an (Wahrnehmung, Vorstellung, Erinnern), beschäftigte sich aber zunehmend auch mit Fragen psychologischer Persönlichkeitsforschung, besonders zur Vererbung geistiger Eigenschaften. Gefördert von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien führte er eine vielbeachtete Untersuchung über die Zeugnisse von Schulkindern, deren Eltern und Großeltern durch. In diesem Zusammenhang wurden in ländlichen Gemeinden Bayerns, der Steiermark und Badens die Zeugnisse von 1162 Kindern, 344 Elternpaaren und bei 151 Kindern die aller vier Großeltern gesammelt und statistisch analysiert (vgl. Weiss, 2000). Die Befunde wurden später ausführlich publiziert (Peters, 1915, 1916). Ähnlich wie Spearman (mit dem er in Leipzig studiert hatte) war Peters der Auffassung, dass es so etwas wie die allgemeine Intelligenz gibt, wobei er die allgemeine „Auffassungsgeschwindigkeit“ als entscheidend für die schulischen Leistungen ansah, allerdings auch den Einfluss der Umwelt auf die Ergebnisse betonte. In die besonders fruchtbare Würzburger Forschungsphase fielen auch umfangreiche diagnostische Untersuchungen bei Kindern, die für die Hilfsschule angemeldet waren, und psychologische Studien zu hirnverletzten Kriegsteilnehmern (vgl. etwa Peters & Lazar, 1915; Peters, 1919).

Aus den Unterlagen des UAW der Personalakte zu Wilhelm Peters geht hervor, dass Peters ein durchaus streitbarer Mensch war und Konflikte mit Kollegen nachhaltig austrug.
[Hier eingeben]

Mehrere Schreiben an den Rektor der Universität Würzburg betrafen einen Konflikt mit dem deutsch-national gesinnten Juraprofessor Julius Binder. Ausgelöst wurde der Konflikt durch ein „Gruß-Problem“: Wenn der jüngere Peters den älteren Binder im Lesesaal der Bibliothek grüßte, erwiderte dieser den Gruß prinzipiell nicht und äußerte sich zudem in Gegenwart Peters mehrfach abfällig über Kollegen aus Österreich. Dies war der Ausgangspunkt für mehrere ausführliche Protestschreiben des Österreichers Wilhelm Peters an das Rektorat. Als Peters danach seinerseits mit dem Grüßen aufhörte, wurde er von Binder zur Rede gestellt, der sich ebenfalls im Rektorat beschwerte. Der Rektor versuchte wiederholt zu vermitteln, doch ist der Ausgang des Streits aus den Akten nicht ersichtlich. Die Kontroverse umfasst einen größeren Teil der Personalakte von Peters aus und verdeutlicht, dass auch Rektoren im frühen 20. Jahrhundert ihre Zeit für (zumindest aus heutiger Sicht) eher nebensächliche Probleme opfern mussten. Die letzte Mitteilung in den Würzburger Unterlagen aus dem Jahr 1919 ging vom Psychologischen Institut an den Senat. Dieser wurde darüber informiert, dass Wilhelm Peters einen Ruf auf die hauptamtliche Dozentur für Philosophie, Psychologie und Pädagogik (Wilhelm-Wundt-Professur) an der Handelshochschule Mannheim angenommen hatte.

Die Mannheimer Periode (1919-1923)

Der Wechsel Peters an die 1907 gegründete Mannheimer Handelshochschule stellte einen wichtigen Karriereschritt dar, auch wenn es sich nur um eine kleine Einrichtung mit (um 1918) ca. 220 Studierenden handelte (vgl. die Zeitung ‚Volksstimme‘ vom 21.3.1918). Der Ausbau der Hochschule war für die Stadt Mannheim ein Prestigeprojekt, was nicht zuletzt dadurch zum Ausdruck kam, dass der Oberbürgermeister gleichzeitig auch Vorsitzender des Kuratoriums war, dem auch eine Reihe von Stadtverordneten angehörten (vgl. Universitätsarchiv Mannheim = UAM, Akte 1, Nr. 89). Die Einrichtung eines Lehrstuhls für Philosophie, Psychologie und Pädagogik wurde von Senat und Kuratorium als sinnvolle Erweiterung des Lehrangebots angesehen. Der Berufungsvorgang erwies sich als zeitaufwändig. Peters war dabei nicht erste Wahl des Kuratoriums, obwohl er im Senat noch vor Aloys Fischer und Karl Bühler platziert worden war. In der folgenden Sitzung des Kuratoriums wurden Fischer und Peters auf den ersten Platz gesetzt, wobei der Ruf zunächst an Aloys Fischer nach München ging. Bühler wurde an zweiter Stelle platziert. Nachdem Fischer in München auf eine ordentliche Professur für Pädagogik hochgestuft wurde und er den Ruf nach Mannheim Ende 1918 ablehnte, gab es in der Folge Diskussionen darüber, ob der auf der Berufungsliste ebenfalls erstplatzierte Peters nun den Ruf erhalten sollte (UAM, Protokoll der Sitzung der Berufungskommission vom 21.12.1918). Einige Kommissionsmitglieder sprachen sich dafür aus, statt Peters den gerade von München nach Dresden gewechselten Karl Bühler zu berufen, da dessen wissenschaftliche [Hier eingeben]

Leistungen mit denen von Peters durchaus kompatibel schienen. Verschiedene Senatsmitglieder votierten bei der anschließenden Debatte angesichts der unsicheren Lage nach Kriegsende weiterhin für eine Verschiebung des Berufungsvorgangs (UAM, Sitzung des Kuratoriums vom 12.2.1919). Nachdem dieser Antrag mit knapper Mehrheit abgelehnt worden war, ergab die Abstimmung im Senat im Hinblick auf den Kandidaten (Bühler oder Peters) bei einer Gegenstimme (der des Rektors) ein klares Votum für Peters. Wilhelm Peters nahm den Ruf auch wenige Wochen später im Frühjahr 1919 an.

In seiner im Juli 1919 bei der Jahresfeier der Handelshochschule gehaltenen Antrittsvorlesung (Peters, 1920) machte Peters klar, wie er sich (in Anlehnung an Wissenschaftsprinzipien des Mannheimer Ehrenbürgers Wilhelm Wundt) Forschung und Lehre am neu etablierten Lehrstuhl vorstellte. Während die Moralphilosophie die Ziele der Erziehung bestimmen sollte, sah er die Aufgabe von Psychologie und Pädagogik (als Teilgebiete der Philosophie) darin, Mittel der erzieherischen Beeinflussung bereitzustellen. In der Lehre sollten Veranstaltungen zur Ethik und Sozialphilosophie einen festen Platz haben, weiterhin Vorlesungen zu dem Gesamtgebiet der Psychologie (auch zur Methodik wissenschaftlicher Beobachtung) sowie zur allgemeinen Pädagogik, zur allgemeinen Didaktik und der Geschichte der Pädagogik. Da an der Hochschule neben Handelslehrern auch künftige Kaufleute und Volkswirte ausgebildet wurden, schien Peters das Gebiet der Wirtschaftspsychologie besonders wichtig. In der Forschung sollte die Beziehung der Wissenschaft zur Praxis herausgearbeitet werden. Das Institut für Psychologie und Pädagogik, das in Verbindung mit dem philosophischen Lehrstuhl eingerichtet wurde, sollte den Forschungsschwerpunkt auf die angewandte Psychologie legen und sich mit Problemen der Arbeit, der Begabung und der geistigen Entwicklung beschäftigen. Die Forschungen zur Arbeitspsychologie sollten sich an Untersuchungen von Kraepelin orientieren, die zur Begabungsthematik und der Frage von Ursachen, Verlaufsformen und Eigenarten der geistigen Entwicklung an Methoden des französischen Psychologen Binet. Der Intelligenzprüfung von Schulkindern wurde insofern besondere Beachtung geschenkt, als sowohl bei bedeutenden Intelligenzrückständen als auch im Fall großer Befähigung die Aufnahme in besondere Schulformen (Hilfsschule bzw. „Begabenschulen“) angezeigt schien. Die Diagnostik sollte dabei von Schulpsychologen geleistet werden, für die sich Peters in Zusammenarbeit mit dem bekannten Mannheimer Schulrat Sickinger einsetzte (von Bracken, 1961; vgl. Stock, 2015). Sieht man einmal von der Arbeitspsychologie ab, knüpft Peters mit seinen Mannheimer Forschungsthemen an Inhalte an, die er schon in seiner Würzburger Zeit bearbeitet hatte.

Die praktische Arbeit im Bereich der Pädagogischen Psychologie profitierte von der Kooperation mit Stadtschulrat Sickinger, dessen „Mannheimer Schulsystem“ mit dem Ziel einer fähigkeitsorientierten Förderung/ Klasseneinteilung als Vorläufer des heute noch gültigen Schulsystems gelten kann. So wirkte Peters bei der Auslese von Schülern für die Hilfsschule und für Begabten-Förderklassen mit. Bei der Umsetzung seines ambitionierten Forschungsprogramms ergaben sich allerdings insofern Probleme, als das im Vorfeld der Berufung vom Rektor Nicklisch in Aussicht gestellte Laboratorium für Psychologie letztendlich nicht eingerichtet wurde. An dem von Prof. Nicklisch selbst betriebenen wirtschaftspsychologischen Laboratorium durfte Peters nicht partizipieren. Als Heinrich Nicklisch 1921 an die Handelshochschule Berlin wechselte, wandte sich Peters (UAM, Schreiben vom 3. März 1921) mit der Bitte an das Kuratorium der Handelshochschule Mannheim, ihm nun doch den Zugriff auf das wirtschaftspsychologische Laboratorium zu ermöglichen. Ob dieser Versuch erfolgreich war, geht aus den verfügbaren Unterlagen leider nicht hervor.

Die Publikationen aus der Mannheimer Periode beziehen sich auf eher theoretische Aspekte wie die Gestaltung der Lehrerbildung an der Hochschule; Grundfragen autonomer Pädagogik und Berufseignungsprobleme als Thematik der Arbeitswissenschaft deuten also darauf hin, dass die in der Antrittsvorlesung avisierte Forschung in der Mannheimer Periode kaum zum Tragen kam (vgl. von Bracken & Boss, 1960). Aus familiärer Sicht erwies sich die Mannheimer Zeit jedoch durchaus als gewinnbringend. Sohn Georg kam 1920, Tochter Toni 1922 zur Welt. Nur ein Jahr später erfolgte dann der Ruf nach Jena.

Der Institutsaufbau in Jena (1923 – 1933)

Auch die Berufung an die Universität Jena war für Wilhelm Peters wahrlich kein Selbstläufer. Die Einrichtung einer Professur für Psychologie wurde dort im Jahr 1922 beschlossen. Sie wurde zum einen durch eine Initiative des Thüringer Lehrerbunds angeregt, der schon Ende 1920 die Einrichtung einer solchen Professur für die Ausbildung von Lehrkräften gefordert hatte, wahrscheinlich zum anderen aber auch durch einen Rundbrief des Präsidenten der Gesellschaft für experimentelle Psychologie, Prof. Georg Elias Müller, an alle Universitätsleitungen begünstigt, der mehr Professuren für Psychologie im deutschsprachigen Raum forderte. Weiterhin gab es in Jena Überlegungen zur Einrichtung eines Landesinstituts für praktische Psychologie und Psychotechnik, das eine forschungsbezogene Zusammenarbeit mit der Firma Carl Zeiß initiieren sollte (für eine detaillierte Darstellung der unterschiedlichen Initiativen und der einzelnen Schritte bei der Lehrstuhlbesetzung vgl. Eckardt, 1973, 1999, 2003). Von Beginn an gab es unterschiedliche Sichtweisen darüber, wie der Lehrstuhl für Psychologie inhaltlich und personell zu besetzen war. Während die politisch links einzuordnende Landesregierung [Hier eingeben]

und das neu eingerichtete Volksbildungsministerium an einer Person interessiert war, die den Bedürfnissen des Lehrerbundes gerecht werden konnte, schien es die mehrheitlich aus national-konservativen Mitgliedern zusammengesetzte Philosophische Fakultät vermeiden zu wollen, einen Wissenschaftler mit Lehr- und Forschungsinteressen im Bereich der Pädagogik und Lehrerbildung zu gewinnen. Der von der Fakultät an das Ministerium weitergereichte Berufungsvorschlag enthielt die Namen von drei experimentellen Psychologen, die allesamt keine Berührungspunkte und Erfahrungen mit der Lehrerbildung hatten. Es bestand von Seiten der Fakultät ein besonderes Interesse daran, den erstplatzierten Prof. Erich Jaensch zu gewinnen, der als national-konservativ galt und von daher in das Profil zu passen schien (er entpuppte sich ca. zehn Jahre später als überzeugter Nationalsozialist und Antisemit und wurde 1937 zum Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Psychologie gewählt).

Es ist Ash (1985) wohl zuzustimmen, wenn er die Neugründung der Psychologie in Jena mit den politischen Bewegungen der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg eng verknüpft sah. Das „linke“ Volksbildungsministerium akzeptierte den Berufungsvorschlag der Fakultät nicht. Stattdessen teilte Minister Greil (ein ehemaliger Volksschullehrer) der Universität Jena mit, dass anstelle von Jaensch der Mannheimer Professor für Psychologie und Vorstand des dortigen Instituts für Psychologie und Pädagogik Wilhelm Peters für die Besetzung der Professur in Jena gewonnen werden konnte. Dieses am Anfang April 1923 versendete Schreiben löste allergische Reaktionen der Philosophischen Fakultät, des Senats und des Rektorats der Universität Jena und Ereignisse aus, die als „Thüringer Hochschulkonflikt“ bekannt geworden sind. Die durch die Berufung von Peters ausgelösten heftigen Auseinandersetzungen zwischen Universitätsangehörigen und Ministerium (detaillierte Darstellungen finden sich bei Eckardt, 1973, sowie bei John & Stutz, 2009) zogen sich über mehrere Monate hin und nahmen erst Anfang 1924 nach Ablösung der linken Regierung in Thüringen ein Ende.

Zunächst weigerte sich der Senat auf Betreiben der Fakultät, Peters förmlich zu berufen. Darüber setzte sich das Ministerium hinweg und ordnete die Berufung von Peters an. Die lokale Presse wurde von der Fakultät mit einseitigen, zum Teil vertraulichen Informationen zum Verfahren versorgt und entfaltete in der Folge eine massive Kampagne gegen Peters.

Als erster Höhepunkt des Konflikts kann eine Protestnote der Fakultät gelten, die zunächst an das Ministerium gerichtet wurde, danach aber in vollem Wortlaut per Rundschreiben an den Verband deutscher Hochschulen sowie an die Philosophischen Fakultäten aller deutschen Universitäten und Hochschulen verschickt wurde. Darin wurde hervorgehoben, dass die von der Fakultät vorgeschlagenen Kandidaten dem von der Regierung Berufenen sowohl im Hinblick auf wissenschaftliche Qualifikation als auch im Hinblick auf die Leitung eines

[Hier eingeben]

experimentellen Instituts weit überlegen seien. In der Protestnote wurden die Adressaten aufgefordert, die Jenaer Fakultät in ihrem Kampf um die „Freiheit der Wissenschaft“ tatkräftig zu unterstützen. Da Peters als Senatsmitglied der Mannheimer Hochschule von diesem Schreiben Kenntnis erhielt, verfasste er seinerseits ein Protestschreiben an den Dekan der Philosophischen Fakultät in Jena, in dem er rechtliche Schritte gegen die Herabsetzung seiner wissenschaftlichen Leistungen und die Schädigung seines Ansehens ankündigte. Ob ein von Peters initiiertes weiteres Schreiben eines Mannheimer Anwalts an den Dekan und die Mitglieder der Fakultät, in dem zu einer Bedauernserklärung an alle von ihr (fehl-)informierten Institutionen aufgefordert wurde, sein Ziel erreicht hat, ist zu bezweifeln. Jedenfalls ist keine Reaktion der Fakultät auf dieses Schreiben dokumentiert (vgl. Eckardt, 2003). Der Konflikt im Hinblick auf Wilhelm Peters entschärfte sich zunächst ein wenig, als er im Juni 1923 seinen Dienst in Jena antrat.

Die ablehnende Haltung der Philosophischen Fakultät bekam er aber weiterhin zu spüren. Zu seinen kurz nach Amtsantritt formulierten Anträgen auf Änderung der Promotionsordnung im Hinblick auf flexible Kombinationen des Hauptfachs Psychologie mit anderen Fächern wie etwa der Pädagogik (bislang nur in Kombination mit Philosophie möglich) und die Kombination des Prüfungsfaches Pädagogik mit dem Nebenfach Psychologie (bislang nur mit Philosophie möglich) scheitert an Gegenanträgen der Philosophen Bruno Bauch (bis April 1923 auch Rektor und noch in dieser Funktion in den Thüringer Hochschulkonflikt involviert) und Max Wundt (Sohn von Wilhelm Wundt), die für die alte Regelung votierten. Obwohl Peters nicht aufgab und seinen Vorschlag an das Volksbildungsministerium weiterleitete, konnte sich die Fakultät letztendlich mit ihrer Auffassung durchsetzen, dass die Promotion in Psychologie nur in Verbindung mit Philosophie erfolgen kann. Diese Regelung blieb bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs erhalten (Eckardt, 1973).

Aber auch aus anderen Abteilungen spürte Wilhelm Peters Gegenwind. So musste er sich 1924 gegen heftige antisemitische Angriffe des Zoologen Ludwig Plate zur Wehr setzen, der – offenbar ermutigt durch die Einstellung eines Disziplinarverfahrens gegen ihn – im Rahmen seiner Jenaer Zoologie-Vorlesung weiterhin antijüdische Vorbehalte vortrug und diese am Beispiel von Peters zu belegen versuchte. Er wies darauf hin, dass Juden sehr gerne ihre Namen ändern, weil sie nicht gerne als Juden erkannt werden wollen, und nannte die Namensänderung von Pereles zu Peters als geeigneten Beleg für seine These (vgl. John & Stutz, 2009, S. 340ff.; Stadtarchiv Jena, 2015, S. 398). Als Reaktion auf den Widerspruch von Peters leitete der Rektor Gottlieb Eduard Linck (derselbe Linck, der noch ein Jahr zuvor in seiner Rolle als Senior der Philosophischen Fakultät in einem Brief an Peters versucht hatte, diesen

[Hier eingeben]

vom Wechsel nach Jena abzuhalten) ein Dienststrafverfahren wegen Kollegen-Beleidigung gegen Plate ein. Dieses verlief wie schon das Disziplinarverfahren aus dem Vorjahr im Sande: Es wurde Plate keine Beleidigungsabsicht unterstellt und das Verfahren Ende 1924 eingestellt.

Der Thüringer Hochschulkonflikt bewegte sich auf einen weiteren Höhepunkt zu, als Minister Greil im September 1923 seine Absicht kundtat, die Philosophische Fakultät in drei Abteilungen, nämlich in eine Philosophisch-Historische, eine Mathematisch-Naturwissenschaftliche und eine Erziehungswissenschaftliche Abteilung zu untergliedern, wobei letztere sofort eingerichtet werden sollte. Ungeachtet des Protests der Philosophischen Fakultät richtete das Ministerium die Erziehungswissenschaftliche Abteilung im November 1923 offiziell ein und ernannte Wilhelm Peters zum Leiter. Erneut begaben sich Fakultät, Senat und Rektorat in einen Abwehrkampf gegen diese Entscheidung und protestierten gegen die Berufungspolitik des Ministeriums. Auch dieses Mal wurde die Presse ausführlich über den Konflikt der Universität mit dem Ministerium informiert, insbesondere über das eigenmächtige Handeln des Ministeriums bei der Einrichtung einer Erziehungswissenschaftlichen Abteilung. Dies wurde als „unerhörter Eingriff in die Rechte der Fakultäten“ abgekanzelt (John & Stutz, 2009, S. 350f).

Zweifellos zeigte Wilhelm Peters auch in dieser frühen Phase seiner Berufstätigkeit in Jena Zivilcourage und Widerstandsgeist. So veröffentlichte er im *Berliner Tageblatt* einen Artikel zur Thüringer Universitätspolitik, in dem er die universitäre Haltung scharf kritisierte. In einer Reihe weiterer überregionaler Artikel wandten sich Jenaer Universitätsprofessoren gegen die Sichtweise von Peters, der darauf mit einem neuen universitätskritischen Beitrag reagierte. Seine heftige Kritik am Jenaer Rektor animierte diesen zur Androhung disziplinarischer Maßnahmen, von denen aber nach juristischer Beratung abgesehen wurde (Eckardt, 1973, S. 551f.). Die überregionale Darstellung des Thüringer Hochschulkonflikts brachte dann auch den Verband Deutscher Hochschulen (VDH) auf den Plan, der in Zusammenarbeit mit Rektor und Senat Angriffe gegen das Thüringer Ministerium mobilisierte (John & Stutz, 2009, S. 351). Diese erwiesen sich jedoch in der Folge als überflüssig, da das Deutsche Reich Ende 1923 gegen die SPD-KPD-Regierungen in Sachsen und Thüringen eingriff, „Reichsexekutionen“ verfügte und die Reichswehr in beide Länder einmarschieren ließ. Der Stabschef der in Thüringen eingesetzten Truppen wandte sich schon im November 1923 mit Hinweis auf den oben skizzierten überregionalen Pressestreit an den Jenaer Rektor und ließ sich von diesem über den Konflikt mit dem Ministerium informieren. Dieser übergab ihm zwei Schriftstücke mit Beschlüssen des Großen Senats, von denen das hier relevante den Beschluss enthielt, die Errichtung der Erziehungswissenschaftlichen Abteilung unter Wilhelm Peters als statutenwidrig abzulehnen (vgl. John & Stutz, 2009, S. 352). Peters wendete sich als einziges

[Hier eingeben]

Fakultätsmitglied offiziell gegen diese Kooperation der Universitätsleitung mit dem Befehlshaber der Reichswehrtruppen und votierte auch zusammen mit der Pädagogik-Professorin Mathilde Vaerting in einem Sondergutachten gegen den Beschluss des Senats, den Verkehr mit der vorgesetzten Dienststelle im Ministerium abubrechen, falls der zuständige Ministerialreferent nicht entlassen werde. Diese Protestaktionen waren allerdings nicht von Erfolg gekrönt. Nach den Anfang 1924 erfolgten Landtagswahlen und der Ablösung der Regierung Greil entband der neue Volksbildungs- und Justizminister Leutheusser am 1. April 1924 Peters von seinem Amt als Abteilungsleiter und hob einen Monat später die Erziehungswissenschaftliche Abteilung nach einem entsprechenden Regierungsbeschluss wieder auf. An deren Stelle trat die von dem international renommierten Reformpädagogen Peter Petersen geleitete Erziehungswissenschaftliche Anstalt mit dem Pädagogischen Seminar und der Universitäts-Übungsschule (vgl. John & Stutz, 2009, S. 353). Wilhelm Peters gehörte weiterhin als Direktor der Psychologischen Anstalt der Philosophischen Fakultät an.

Diese Ausführungen verdeutlichen, dass der Start in Jena für Peters angesichts der vielfältigen Querelen in Zusammenhang mit dem Thüringer Hochschulkonflikt sicherlich nicht leicht war. Hinzu kam, dass sich die Zeitumstände für den Aufbau eines Instituts im Jahr 1923 als extrem ungünstig erwiesen. Deutschland befand sich im letzten Jahre der Inflation, die als sog. „Hyperflation“ katastrophale Ausmaße annahm. Mit den von der Landesregierung 1922 veranschlagten 100.000 Mark für die Einrichtung der „Psychologischen Anstalt“ konnte man ein Jahr später nicht mehr viel anfangen. So wurden vom Volksbildungsministerium beim Finanzministerium im Juli 1923 ca. 30 Millionen Mark für die Institutseinrichtung beantragt, worauf das Finanzministerium im September darauf verwies, dass für die beantragten Auswendungen mindestens 60 Milliarden Mark erforderlich wären. Vier Wochen später machte das Universitätsbauamt darauf aufmerksam, dass diese Summe nicht ausreichte und mindestens 400 Milliarden Mark gebraucht würden (vgl. Eckardt, 1973, S. 546). Peters ließ sich dadurch nicht beirren und tat in dieser schwierigen Zeit alles Mögliche, um die Minimalvoraussetzungen für Forschung und Lehre zu schaffen. Hilfreich war dabei sicherlich, dass sich die finanzielle Situation im Land schon ein Jahr später stabilisierte. Doch auch nach der Inflation blieb die finanzielle Lage für die Psychologische Anstalt zunächst angespannt, und die ab 1924 herrschende neue Landesregierung (aus bürgerlichen Parteien zusammengesetzt) konnte zunächst aufgrund der finanziellen Probleme keine Unterstützung leisten. Dennoch gelang es Peters, ab dem Wintersemester 1923/24 ein vielseitiges Vorlesungsprogramm zusammenzustellen und schon auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft 1925 in München

einen Bericht über die Arbeiten aus der Psychologischen Anstalt zu präsentieren (Peters, 1926a).

Die Situation sollte sich für Peters und die Psychologische Anstalt jedoch bald günstig entwickeln, nachdem die schon vom Ministerium Greil 1923 angeregte weitere Untergliederung der Philosophischen Fakultät ein Jahr später erneut intensiv diskutiert wurde. Die Philosophische Fakultät fasste im Juli 1924 (nun unter der neuen Thüringer Landesregierung) den Beschluss, sich zum 1. April 1925 in eine Philosophische und eine Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät aufzuteilen. Dieser Beschluss, der wohl primär von den Naturwissenschaftlern und Mathematikern der Fakultät angeregt worden war, wurde auch vom Senat bestätigt. Allerdings gab es erneut Widerstand. In den verbleibenden Monaten bis zur geplanten Umsetzung der Maßnahme formierte sich eine Gegenfront unter Führung des Dekans Plate, des Philosophen Bauch und des Germanisten Leitzmann, die die geplante Aufgliederung im Rahmen eines Sondergutachtens gegen den Senatsbeschluss als „Zeichen des Verfalls“ wertete und eine Kampagne gegen den Rektor Linck einleitete, um diesen beim Ministerium in Misskredit zu bringen. Erst nach einem Protestbrief des Rektors Linck an den Volksbildungsminister kam die Gegenwehr des Dekans zum Erliegen, und die beiden neuen Fakultäten nahmen zum vereinbarten Zeitpunkt im April 1925 ihre Arbeit auf (John & Stutz, 2009, S. 363). Die Pädagogik verblieb in der Philosophischen Fakultät, während die Psychologie nun der neuen Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät zugeordnet wurde. Dies erwies sich für Peters als wahrer Glücksfall. Im neuen Kontext erwarb er sich bald große Anerkennung; er konnte hier bis 1933 unbehelligt forschen und lehren und wurde 1932 zum Dekan gewählt (Eckardt, 1999, S. 152).

In diese Zeit fallen wichtige Forschungsarbeiten zu unterschiedlichen Themen der Entwicklungs-, Jugend- und Persönlichkeitspsychologie, allen voran sein Hauptwerk zur „Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution“ (Peters, 1925). Eine wesentliche Aussage dieses Buchs kann darin gesehen werden, dass Anlagedispositionen sich über spezifische Umwelterfahrungen weiterentwickeln und es von daher der Wechselwirkung von Anlagen und Umweltfaktoren bedarf, damit sich neue menschliche Eigenschaften entwickeln (vgl. Eckardt, 1999, S. 148). In der Öffentlichkeit wendet sich Peters dezidiert gegen einen Missbrauch der Vererbungslehre durch konservative Bildungspolitiker, etwa gegen die sozialdarwinistische Position des sächsischen Schulrats und Erbforschers Dr. Wilhelm Hartnacke (im NS-Regime dann auch Sächsischer Volksminister), der zufolge Arbeiterkinder gegenüber Kindern aus „höheren Ständen“ über schlechtere Erbanlagen verfügen und für die höhere Schulbildung nicht geeignet sind (vgl. Eckardt, 1999; Weiss, 2000). Dieser Position

[Hier eingeben]

hielt Peters entgegen, dass häufig die schlechte wirtschaftliche Situation der Eltern begabte Kinder daran hinderte, weiterführende Schulen zu besuchen. Er plädierte dafür, dass günstige Entwicklungs- und Bildungsmöglichkeiten für alle Kinder bereitgestellt werden müssten, eine Aufgabe, um die man sich nicht mit ein wenig Schul- und Begabungsstatistik herumdrücken dürfe (Peters, 1926b, S. 625). Vielbeachtet wurden in diesem Zusammenhang auch seine Vorträge zur Rassenpsychologie, in denen er den Rassentheoretikern entgegenhielt, dass die Prägung des Individuums niemals alleine durch die Rasse bedingt sein kann. So sei empirisch klar belegt, dass etwa die mit dem Milieu zusammenhängenden Intelligenzunterschiede innerhalb einer Bevölkerung von gleicher Hautfarbe größer sind als die mit der Rassenzugehörigkeit zusammenhängenden Unterschiede (Peters, 1932, S. 45). Weitere Forschungsschwerpunkte von Peters in dieser Phase betrafen sonderpädagogische Themen wie etwa Untersuchungen zu „Lesedefekten“ und die psychologische „Typik“ des abnormen Kindes (von Bracken, 1961).

Die Zeit in Jena von 1925 bis 1933 gewährleistete sicherlich günstige Forschungsbedingungen und stellte auch einen ersten Höhepunkt in der Entwicklung der Psychologischen Anstalt dar. Merz (1999, S. 142) wies darauf hin, dass das Institut nach dem Umzug im Mai 1930 zu den größten in Deutschland zählte. Es war in einem dreistöckigen Patrizierhaus (dem Griesbachschen Haus neben dem Universitätshauptgebäude) untergebracht, in dem einst auch Schiller als Professor der Geschichte lebte und arbeitete. Auch die wissenschaftliche Produktivität der Psychologischen Anstalt in dieser Phase war bemerkenswert. Allein für das Jahr 1931 sind 47 wissenschaftliche Arbeiten dokumentiert, davon 31 Doktorarbeiten, die von Peters, Argelander und weiteren Mitarbeitern betreut wurden (vgl. Eckardt, 1973, S. 554). Allerdings dürften diese Zahlen eine Überschätzung der tatsächlichen Veröffentlichungen darstellen, da die Übersicht der publizierten Werke (von Bracken & Boss, 1960) für die Jahre 1931 und 1932 lediglich neun Arbeiten ausweist.² Erwähnenswert erscheint in diesem Zusammenhang auch die Einrichtung einer Zeitschrift, der „Jenaer Beiträge zur Jugend- und Erziehungspsychologie“, die Peters ab 1925 zusammen mit Annelies Argelander und Otto Scheibner herausgab und von denen bis 1929 immerhin zwölf Hefte erschienen waren (Eckardt, 1999, S. 152).

Kurz nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten erfuhr Peters die praktische Umsetzung rassistischer Pseudotheorien am eigenen Leibe. Obwohl früh evangelisch getauft

² Die Diskrepanz erklärt sich wahrscheinlich dadurch, dass Eckardt, 1973, S. 554 sich auf Zahlen von Peters bezog, die dieser gegenüber dem Universitätsamt Jena mitteilte. Es liegt in der Natur der Sache solcher Berichte, die Leistungsfähigkeit eines Instituts bestmöglich darzustellen.
[Hier eingeben]

und seit 1918 konfessionslos, wurde Peters am 28. April 1933 wegen seiner jüdischen Abstammung auf der Grundlage des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ von seiner Professur „beurlaubt“ und damit zwangspensioniert. Ob die von ihm kurz zuvor gehaltene Vorlesungsreihe über „Nationalsozialismus als psychische Massenepidemie“ dabei ursächliche Bedeutung hatte, wie es Killy und Vierhaus (1998, S. 617) annehmen, darf bezweifelt werden. Dieses Schicksal teilte Peters mit vielen anderen jüdischen Wissenschaftlern, wobei er neben dem Rostocker David Katz zu den ersten Lehrstuhlinhabern für Psychologie gehörte, die aus rassischen Gründen entlassen wurde (vgl. Geuter, 1988, S. 99). Noch am selben Tag wurde seine Schülerin und Mitarbeiterin Prof. Annelies Argelander kommissarisch mit der Leitung der Psychologischen Anstalt betraut, Peters selbst dann zum 1. Oktober 1933 auch offiziell in den Ruhestand versetzt. Annelies Argelander nahm die kommissarische Leitung nur etwa fünf Monate wahr. Schon am 23. Oktober 1933 hielt Peters' Nachfolger Prof. Friedrich Sander aus Gießen seine Antrittsvorlesung mit dem bezeichnenden Titel „Die deutsche Wende in der wissenschaftlichen Seelenlehre“ (vgl. Stadtarchiv Jena, 2015).

Die Jahre der Emigration (London und Istanbul, 1933-1952)

Der Aufenthalt in London (1933 bis 1937). Im Zusammenhang mit dem erwähnten Gesetz verloren 1933 viele jüdische Wissenschaftler ihre Positionen an deutschen Universitäten. Zu diesem Zeitpunkt war die Lage in Deutschland für sie noch nicht ganz so gefährlich wie in nachfolgenden Jahren. Außerdem war die Möglichkeit der Emigration noch gegeben, wenngleich nicht einfach (Erichsen, 1996, S. 220). In der Folge wurden verschiedene Hilfsorganisationen in Europa und den USA aktiv, um die betroffenen Personen zu unterstützen und neue Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Eine zentrale Rolle kam dabei dem englischen Academic Assistance Council (AAC) zu, der Auswahlverfahren für Ausreisewillige durchführte und in Kooperation mit anderen Hilfsorganisationen (insbesondere der amerikanischen Rockefeller Foundation) für die finanzielle Unterstützung der Emigranten sorgte. Eine ausführliche Darstellung der Vorgehensweise des AAC findet sich bei Erichsen (1996), in deren Bericht auch die Situation von Wilhelm Peters näher beschrieben wird. Nachdem Peters realisiert hatte, dass er seinen Lehrstuhl in Jena unwiederbringlich verloren hatte, wandte er sich noch 1933 an Charles S. Myers in England, um ihm seine fatale Lage zu schildern. Er verwies in seinem Schreiben an Myers darauf, dass er in Jena in zehnjähriger Arbeit eines der größten psychologischen Institute in Deutschland praktisch aus dem Nichts aufgebaut hatte und nun wegen Abstammung und Gesinnung vor einem Scherbenhaufen stand. Er bat um kollegiale Unterstützung bei der Suche nach weiteren Arbeitsmöglichkeiten als Psychologe in England (vgl. Erichsen, 1996, S. 221).

[Hier eingeben]

Grundlegend für die Entscheidungen des AAC war die Einschätzung der Qualifikation des Bewerbers. Diese war bei Peters zweifellos gegeben. Der Londoner Psychologie-Professor Cyril Burt fungierte als Fürsprecher und sorgte dafür, dass Peters Unterstützung vom AAC wie auch vom Jewish Professional Committee erhielt. Eine Arbeitsmöglichkeit wurde ihm an der East London Child Guidance Clinic geboten, wobei sein Forschungsauftrag darin bestand, angemessene diagnostische Verfahren zu Besonderheiten retardierter Kinder zu entwickeln. Aus den Dokumenten geht hervor, dass die Stelle eines Psychologen an dieser Klinik eigentlich für Kurt Lewin vorgesehen war, dieser dann aber direkt in die USA emigrierte (vgl. Erichsen, S. 234, Anmerkung 63).

Generell waren die Hilfsmaßnahmen des AAC zeitlich befristet, und auch für Peters war die Unterstützung zunächst nur für zwei Jahre vorgesehen. Aus einer Zwischenbewertung des AAC im Oktober 1936 geht hervor, dass man bei Peters keinen Fortschritt sah, was das Bemühen um eine Position außerhalb Englands anging. Über ein für das Maudsley-Hospital verantwortliches Komitee wurden bis April 1937 Hilfsgelder beschafft, die Peters einen Forschungsaufenthalt an dieser Klinik ermöglichten. In dieser Zeit sah sich Peters dann intensiv nach einer weiteren Tätigkeit im Ausland um (Erichsen, 1996, S. 230). Zu Beginn des Jahres 1937 ergab sich dann das Angebot einer längerfristigen Anstellung an der Universität Istanbul. *Die Zeit in Istanbul (1937 bis 1952)*. Warum Istanbul? In der Diplomarbeit von Batur (2002) wird im Detail beschrieben, wie die Universität Istanbul 1933 wiedergegründet und systematisch aufgebaut wurde, wobei der Entwicklung des Instituts für Psychologie und Pädagogik zentrale Bedeutung zukommt. Diese Diplomarbeit ist für unsere Zwecke deshalb besonders interessant und ergiebig, weil Batur viele in Istanbul archivierte türkische Quellen (Personalakten zu Peters und seinen Kollegen aus der Zeit von 1937 bis 1953 sowie andere Universitätsdokumente) ausgewertet und auch die von Peters in türkischer Sprache vorgelegten Publikationen gesichtet hat. Ergänzende Informationen zu dieser Periode stammen aus dem am Adolf-Würth-Zentrum für Geschichte der Psychologie verfügbaren Nachlass von Wilhelm Peters (AWZ, NL Wilhelm Peters).

Zur historischen Einordnung der Ereignisse ist es wichtig zu erwähnen, dass unter der Herrschaft von Kemal Atatürk (1923–1938), dem Begründer der Republik Türkei, die Modernisierung des Landes nach westlichem Vorbild beharrlich vorangetrieben worden war. Im Hinblick auf die Neuorganisation der Universität Istanbul legte man großen Wert auf die Berufung hochqualifizierter ausländischer Wissenschaftler, so dass das Angebot an deutschen Exilanten hochwillkommen war. Im Jahr 1936 bestand das Lehrpersonal der Universität Istanbul zu mehr als zwei Dritteln aus deutschsprachigen Exilwissenschaftlern. In diesem

[Hier eingeben]

Zusammenhang scheint interessant, dass die türkische Regierung bei Berufungen fast immer deutsche Emigranten gegenüber regulär vom deutschen Reich abgeordneten Wissenschaftlern bevorzugte. Interventionen der Reichsregierung gegen diese Berufungspolitik blieben erfolglos (vgl. Erichsen, 1996, S. 226).

An der Universität Istanbul sollte im Rahmen der Reformbestrebungen auch ein neues Institut für Psychologie und Pädagogik aufgebaut werden. Nach Erichsen (1996, S. 231) war für die Institutsleitung ursprünglich ein Professor aus Kairo vorgesehen, der dort allerdings bis 1937 vertraglich verpflichtet war. Batur (2002) verweist demgegenüber darauf, dass zunächst daran gedacht worden war, den Hallenser Psychologen Adh mar Gelb zu berufen. Dieser war jedoch schon 1936 an einer Lungenkrankheit verstorben. In der Folge wurde Wilhelm Peters von der türkischen Regierung eingeladen. Die Berufung von Peters erfolgte nicht zuletzt deshalb, weil man um seine Kompetenzen bei der Einrichtung neuer Institute wusste. Im Februar 1937 nahm Peters die Einladung der türkischen Regierung an und zog nach Istanbul um. Seine Familie folgte wenige Monate später und Sohn Georg begann 1937 sein Medizinstudium in Istanbul.

Die Zeit in Istanbul erforderte von Peters beträchtliche Anpassungsleistungen. Er war schon 56 Jahre alt, als er von London nach Istanbul wechselte, und musste in der neuen Umgebung den Aufbau des Instituts in einem fremden Sprachkontext in Angriff nehmen. Erschwerend kam hinzu, dass ihm sowohl das administrative als auch das akademische System unvertraut war. Sein Anstellungsvertrag war zunächst auf fünf Jahre befristet und enthielt die Aufforderung, in dieser Zeit ein Lehrbuch für experimentelle Psychologie zu verfassen. Innerhalb der ersten drei Jahre durfte Peters seine Lehrveranstaltungen in deutscher oder englischer Sprache halten. Er sollte jedoch sein Möglichstes dafür tun, den Unterricht später auf Türkisch abhalten zu können.

Batur (2002), auf dessen Bericht die folgenden Ausführungen basieren, beschreibt die Anfänge des Instituts für Psychologie und Pädagogik sehr ausführlich. Es war an der literarischen Fakultät angesiedelt und bestand in seiner Anfangsphase aus zwei Abteilungen. Als Direktor der pädagogischen Abteilung fungierte Prof. Sadrettin Celal Antel, der etwa zeitgleich mit Peters berufen worden war. Die psychologische Abteilung leitete Peters als Direktor mit dem Schwerpunkt Experimentelle Psychologie. Weiterhin gehörte dieser Abteilung auch Prof. Mustafa Sekip Tunc an, der schon 1919 zum Professor für Allgemeine Psychologie ernannt worden und auch nach der Universitätsreform im Amt geblieben war. Für Peters zahlte es sich aus, dass mit M mtaz Turhan ein wissenschaftlicher Mitarbeiter in der psychologischen Abteilung angestellt wurde, der in Deutschland studiert und 1935 in Frankfurt

[Hier eingeben]

bei Wolfgang Metzger promoviert hatte. Turhan leistete in der Folge wichtige Übersetzungsarbeit im Rahmen der Lehrveranstaltungen sowie der Publikationen von Peters. An der pädagogischen Abteilung war seit 1933 Dr. Sabri Esat Siyavusgil beschäftigt, der später noch zum Gegenspieler von Peters werden sollte (s.u.).

Wie schon in Jena hatte Peters auch in Istanbul Probleme mit dem bestehenden Studienplan, nicht zuletzt deshalb, weil in der Ausbildung der (Lehramts-)Studierenden den Fächern Philosophie und Pädagogik viel Raum zukam und Peters die Rolle der Psychologie als wichtige Einzeldisziplin in der Lehre weiter ausgebaut sehen wollte. Obwohl es auch in Istanbul Meinungsverschiedenheiten in dieser Frage gab, scheint der von Peters vorgelegte alternative Studienplan letztendlich akzeptiert worden zu sein (die Ausführungen von Batur zu diesem Punkt sind allerdings nicht sonderlich konkret).

Wesentlich gravierender dürfte für Peters der Umstand gewesen sein, dass sowohl das Ministerium als auch die Universitätsleitung davon ausging, dass der Ausbildung der Studierenden in der literarischen Fakultät höchste Priorität zukommen sollte. Wissenschaftliche Tätigkeiten der Professoren und Dozenten wurden als sekundär angesehen. Den Forschungsambitionen von Peters waren daher enge Grenzen gesetzt. Dazu passte auch, dass das Institut zwar in einem Palast untergebracht war, aber dennoch unter einem extremen Platzmangel litt. Das gesamte Institut bestand nur aus drei Zimmern, die sich drei Professoren und zwei Assistenten teilen mussten. In diesen Zimmern fanden alle Anmeldungen, Lehrveranstaltungen (Praktika) und Experimente statt, und auch die Bibliothek war in einem dieser Räume untergebracht. Letztere bestand aus etwa 1300 Büchern und nur wenigen Zeitschriften. Da viele Bücher aus Sicht von Peters unnütz waren, ergänzte er sie durch seinen persönlichen Bestand.

Aus den verfügbaren Unterlagen geht auch hervor, dass die wissenschaftlichen Untersuchungen von Peters nur langsam Fortschritte machten. Dies verwundert nicht, da Peters keinen Versuch unternahm, die türkische Sprache zu erlernen, und somit in diesem Punkt auf seine türkischen Mitarbeiter angewiesen war. Eine der ersten Arbeiten am Institut betraf die Erfassung der intellektuellen Entwicklung türkischer Volksschulkinder im Alter von 9 bis 10 Jahren, deren IQ anhand des von Prof. Antel ins Türkische übersetzte Binet-Simon-Tests erhoben wurde. In der Folge wurde die Altersbandbreite der untersuchten Schüler ausgeweitet. Bis 1943 waren die Daten für mehr als 1000 Kinder und Jugendliche im Alter von 5 bis 15 Jahren verfügbar. Als wesentlichen Befund nannte Peters die generelle Vergleichbarkeit der IQs von türkischen Probanden mit denen mitteleuropäischer und amerikanischer Stichproben. Es ergab sich wie schon zuvor in seinen Jenaer Studien ein bedeutsamer Zusammenhang von

[Hier eingeben]

IQ und Milieu in dem Sinne, dass die Kinder aus benachteiligten sozialen Schichten ungünstigere IQ-Werte aufwiesen. Peters wies zur Erklärung des Zusammenhangs auf die besondere Bedeutung erblicher Komponenten hin, gestand jedoch auch den unterschiedlichen Anregungen der Umwelt eine wichtige Rolle zu. Wie schon in Mannheim und Jena setzte er sich für die Beachtung der Intelligenz bei der Auswahl von Schülern für unterschiedliche Schultypen ein (vgl. Batur, 2002, S. 70ff.).

Eine weitere Studie zu den Rechenfertigkeiten von Schülern kam ebenfalls nur langsam voran. Im Nachlass von Peters am Würzburger AWZ (Karton B1-BA4) findet sich ein Schreiben von Peters an den Direktor Kadri des Pädagogischen Instituts vom Juni 1943, in dem sich Peters darüber beklagt, dass seine wissenschaftliche Untersuchung zu diesem Thema nur „im Schnecken tempo“ vorankommt, und er um Unterstützung bittet. Auch in dieser Arbeit fand Peters keine gravierenden Unterschiede zwischen den türkischen und deutschen (Mannheimer) Kindern. Die Beherrschung der wichtigsten Rechenoperationen entsprach sich in etwa in beiden Stichproben (allerdings waren die türkischen Kinder im Durchschnitt etwa ein Jahr älter als die Mannheimer Kinder der gleichen Klassenstufe). Weitere empirische Arbeiten sind nicht bekannt. Batur (2002) erwähnt noch zwei theoretische Arbeiten von Peters, jeweils auf Deutsch geschrieben und von Turhan ins Türkische übertragen. Im Jahr 1941 verfasst und 1944 veröffentlicht wurde ein Beitrag zu „Pubertät und Adoleszenz“, 1943 verfasst und ebenso 1944 veröffentlicht dann eine Broschüre mit dem Titel „Die heutige Lage der Rassenpsychologie“.

Insgesamt blieb die Forschungssituation in Istanbul für Peters bis zum Ende seines Türkeiaufenthalts kompliziert und unbefriedigend. Während des Zweiten Weltkriegs gab es einen finanziellen Engpass an der Universität, so dass kaum Mittel für Forschung und Lehre zur Verfügung standen und auch keine Bücher angeschafft werden konnten. Auch die sowieso schon spärlichen internationalen Kontakte des Instituts wurden in dieser Phase weitgehend abgebrochen. Für Peters kam erschwerend hinzu, dass ihm sein Assistent und Übersetzer Turhan von 1944 bis 1948 nicht zur Verfügung stand. Turhan hielt sich in dieser Zeit zu Forschungsarbeiten bei Prof. Bartlett an der University of Cambridge (England) auf und fertigte dort eine zweite Dissertation an. Aus dem Bericht von Batur (2002) geht nicht hervor, welche Istanbuler Forschungsarbeiten in diese Phase fallen. Auch der Versuch, ähnlich wie in Jena eine eigene Zeitschrift zu produzieren, verlief nicht sonderlich erfolgreich. Die von Peters gegründete und 1940 zum ersten Mal herausgegebene Zeitschrift „Studies in Psychology and Pedagogy from the Institute of Pedagogy“ erschien insgesamt nur zweimal, hatte also nach verheißungsvollem Start nur ein kurzes Leben. Während die Zeitschrift 1940 noch ein breites Spektrum von Arbeiten aus den Bereichen experimentelle und allgemeine Psychologie sowie

[Hier eingeben]

Pädagogik enthielt, fehlten in dem zweiten, erst 1952 erschienenen Band Beiträge vom Lehrstuhl Allgemeine Psychologie.

Letzteres mag damit zusammenhängen, dass die Vertragssituation von Peters immer schwieriger wurde und er Gegenwind aus der Allgemeinen Psychologie, insbesondere von dem Dozenten und 1943 in der Abteilung für Pädagogik zum Professor berufenen Sabri Esat Siyavusgil verspürte, der bereits weiter oben erwähnt wurde. Peters hatte der Kommission angehört, die über die Berufung von Siyavusgil zu befinden hatte, und war als einziges Mitglied „neutral“ geblieben, hatte also nicht für die Beförderung plädiert. Die Spannungen zwischen Peters und Siyavusgil wurden sichtbar, als es Ende der vierziger Jahre um die Verlängerung des Arbeitsvertrags von Peters ging. Zunächst hatten sich diese Verlängerungsakte bis 1948 als relativ unproblematisch erwiesen, obwohl die Vertragsdauer von zunächst fünf auf drei Jahre verkürzt wurde und 1947 nur noch ein Jahr betrug. Auf der Versammlung des Professorenkollegiums von 1948, in der eine weitere Vertragsverlängerung von Peters beschlossen werden sollte, legte Siyavusgil einen ausführlichen Negativbericht vor, der aus insgesamt 11 Problempunkten bestand. Es wurde darin u.a. bemängelt, dass Peters innerhalb von 12 Jahren kein Türkisch gelernt, dass er diese Zeit in einem „Elfenbeinturm“ verbracht und keine Beziehungen zu den anderen Lehrstühlen aufgebaut hätte. Es wurde weiterhin bemängelt, dass er das schon 1937 vertraglich vereinbarte Lehrbuch zur experimentellen Psychologie noch immer nicht verfasst hätte, die Studierenden zu hart angefasst, so gut wie keine Doktorandinnen und Doktoranden hervorgebracht und seine Assistenten nicht hinreichend betreut hätte. Nach intensiver Diskussion wurde zwar eine weitere Vertragsverlängerung gewährt, doch die Zahl der Gegenstimmen war beträchtlich. Dies änderte sich auch in den Folgejahren nicht wesentlich, obwohl es Peters mit der Unterstützung von Kollegen gelang, Verträge bis ins Jahr 1953 durchzusetzen. Der letzte Vertrag wurde allerdings nicht mehr erfüllt, da Peters schon 1952 im 72. Lebensjahr wieder nach Deutschland zurückkehrte (s.u.).

Rückkehr nach Deutschland und Emeritus-Phase in Würzburg (1952-1963)

Bemühungen der Universität Jena. Es ist durchaus interessant, die Archivunterlagen der Universität Jena zur Situation von Wilhelm Peters ab 1946 mit den Informationen zur Lage von Peters in Istanbul ab diesem Zeitpunkt zu vergleichen, wie sie im Bericht von Batur (2002) dargelegt sind. In den Kurzdarstellungen zur Biographie von Peters (z.B. Holzapfel, 2001; Lück, 2020) wird korrekt darauf hingewiesen, dass Peters das Angebot des Thüringer Ministeriums und der Universität Jena, dorthin zurückzukehren, letztendlich nicht annahm. Die im Universitätsarchiv Jena (UAJ) gelagerten Dokumente machen aber deutlich, dass Peters durchaus die Absicht hatte, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg wieder nach Jena zu wechseln. Nicht nur die oben geschilderten Probleme mit den Vertragsverlängerungen in Istanbul, sondern auch Veränderungen in der familiären Situation schienen den Wechselwunsch zu begünstigen. Die Tochter Toni hatte mittlerweile einen australischen Arzt geheiratet und war mit ihm 1947 nach England umgezogen. Im gleichen Jahr hatte auch Sohn Georg Istanbul verlassen und eine Stelle als Arzt an einem Lübecker Krankenhaus angetreten. Da traf es sich gut, dass das Thüringer Ministerium Wilhelm Peters 1946 das Angebot machte, ihn auf seinen ehemaligen Lehrstuhl in Jena zurückzuberufen.

Aus der in der Personalakte Peters (UAJ, Akte Bestand D Nr. 2246) enthaltenen umfangreichen Korrespondenz geht hervor, dass sowohl das Ministerium als auch die Universitätsleitung ein sehr großes Interesse daran zeigten, Wilhelm Peters wieder für Jena zu gewinnen. In ihr finden sich weiterhin aber auch klare Belege dafür, dass Peters fest mit der Rückkehr nach Jena plante. So wurde etwa der Kurator der Universität Jena 1946 vom Thüringer Minister über die vorgesehene Rückberufung von Peters informiert und weiterhin angewiesen, die auf Peters' Haus in Jena noch lastende Hypothekenschuld leihweise zu verauslagern sowie dafür zu sorgen, dass die im Haus derzeit wohnenden Russen anderweitig untergebracht werden konnten (Diese Aufgabe stellte in der sowjetisch besetzten Zone (SBZ) sicherlich kein einfaches Unterfangen dar, wurde jedoch erfolgreich abgeschlossen.). Aus einem im Dezember 1946 verfassten Schreiben von Frau Dr. Jucknat, Dozentin für Psychologie und nach 1945 kommissarische Leiterin der Psychologischen Anstalt, an den Kurator geht hervor, dass Peters seine schriftliche Zusage sowohl an sie als auch den Minister Dr. Wolf gesendet und dabei betont hatte, dass er nach Jena übersiedeln wollte, sobald die Reisepapiere verfügbar waren. Die Übersiedlung wurde für den Zeitraum zwischen Januar und Juni 1947 in Aussicht gestellt.

Die umfangreiche Korrespondenz zwischen 1946 und 1949 belegt aber auch die Schwierigkeiten der Familie Peters, ein Einreisevisum für die SBZ zu erhalten. Da dieses im [Hier eingeben]

Sommer 1947 immer noch nicht vorlag, wurden verschiedene Möglichkeiten der Einreise erörtert, etwa die Option ohne viel Formalitäten über Hamburg einzureisen und dann von dort nach Jena zu gehen (was jedoch nicht realisiert wurde). Mittlerweile hatte das Universitätsbauamt auch die Reparaturkosten für das Haus von Peters in Jena abgeschätzt und diese als machbar eingestuft. Im März 1948 traf dann endlich das Einreisevisum für die SBZ ein, und auch die Unterbringung des Sohnes Georg Peters wurde über die Universität erfolgreich erledigt. Als nächstes Problem stand nun allerdings die Vergütung der (hohen) Umzugskosten an. Auch hier zeigten sich Ministerium und Universität als sehr kooperativ: Es wurde Peters bestätigt, dass man sich wegen überhöhter Umzugskosten um Sonderzuwendungen bemühen und die Kosten des Umzugs von Istanbul nach Jena komplett übernehmen werde. Offenbar konnte diese Zusage jedoch nicht so reibungslos umgesetzt werden wie geplant. In einem längeren Schreiben von Peters an Dr. Jucknat vom Juli 1948 wurden erstmals Zweifel daran geäußert, ob es mit der Rückkehr nach Jena noch funktionieren kann. Demgegenüber brachte der Rektor in einem Schreiben an Peters noch im August 1949 die Hoffnung auf einen erfolgreichen Abschluss des Berufungsverfahrens zum Ausdruck. Er klärte Peters allerdings nach dessen Nachfrage auch darüber auf, dass das Emeritierungsalter in Jena nicht (wie von Peters erhofft) aufgehoben worden war. Dieser Hinweis mag die Erklärung für den negativen Ausgang der Jenaer Bemühungen um Peters sein. Wilhelm Peters war zu diesem Zeitpunkt schon 68 Jahre alt, seine Emeritierung stand demnach also kurz bevor. Zwar äußerte sich Peters in einem Schreiben an die Personalverwaltung der Universität Jena vom 28. Oktober 1949 (UAJ, Personalakte Peters) noch relativ positiv („Ich glaube, dass ich mich bis morgen entschließen werde, meine endgültige Bereitschaft zum Kommen ... zu erklären“), doch sagte er wenig später mit einem Telegramm vom 6. November 1949 (das nicht in den Dokumenten des UAJ enthalten ist) mit Hinweis auf weitere Komplikationen ab. Das Tauziehen um die Rückkehr von Peters nach Jena hatte damit mehr als drei Jahre gedauert.

Obwohl wir keine direkten Belege dafür haben, könnten die Informationen zum Emeritierungsalter in Jena Wilhelm Peters dazu bewogen haben, weiterhin in Istanbul zu bleiben. Im Mai 1949 wurde dort sein Vertrag wieder um zwei Jahre verlängert, 1951 dann um ein weiteres Jahr. Erst im Rahmen der Diskussion um eine erneute Vertragsverlängerung im Frühjahr 1952 wurde in Istanbul erstmals das Argument vorgebracht, dass Peters nun die Altersgrenze erreicht hätte und emeritiert werden sollte (Batur, 2002, S. 112). Peters war zu diesem Zeitpunkt 71 Jahre alt.

Über seine Rückkehrbemühungen nach Jena hatte Peters die offiziellen Stellen der Universität und die Kollegen in Istanbul wohl nicht informiert. Nach Angaben von Batur (2002,

[Hier eingeben]

S. 112f.) beantragte Peters im Juli 1949 im Dekanat einen Urlaub für die Zeit von Mitte August bis Mitte Oktober 1949, um nach Deutschland zu fahren, nach seinen Häusern in Jena und Würzburg zu sehen³ und seinen Sohn in Lübeck zu besuchen. Er bat auch um Unterstützung im Hinblick auf die Ausstellung eines Visums. Während das Dekanat die Beurlaubung im Juli gewährte, war das Visum für die sowjetische Zone angeblich auch noch im Oktober 1949 nicht verfügbar. Da die Vorlesungszeit schon begonnen hatte, erklärte Peters dem Dekanat am 22. November 1949, dass er auf die Auslandsreise verzichten würde. Diese Darstellung passt nicht ganz zu der beim UAJ verfügbaren Korrespondenz. Die Einreiseerlaubnis in die SBZ war demnach schon im Sommer 1948 vorhanden, das Visum also kein Problem. Die Daten der geplanten Urlaubsreise hätten dagegen gut zu einer Übersiedlung nach Jena gepasst. Der Verzicht auf die Reise nach Deutschland wurde dem Dekanat in Istanbul am 22. November 1949, also etwa zwei Wochen nach der Absage des Jenaer Angebots mitgeteilt. Für den Verzicht auf die Deutschlandreise muss es andere Gründe als ein fehlendes Visum gegeben haben.

Die restlichen Jahre in Istanbul waren für Peters auch deshalb nicht sonderlich erquicklich, weil sich Gesundheitsprobleme einstellten. Im Herbst 1951 ließ er sich wegen urologischer Probleme in Deutschland operieren und wurde deshalb von der Universität für drei Monate beurlaubt. Der Folgevertrag (bis Juli 1952) sah nun eine kleine, allerdings für Peters folgenreiche Abänderung der alten Vertragsversion vor, die möglicherweise den vorzeitigen Abschied von Peters aus Istanbul bewirkte. Im Unterschied zur alten Fassung, die Peters im Krankheitsfall sechs Monate bezahlten Urlaub zubilligte, sah die neue Fassung vor, dass Peters nur dann bezahlter Urlaub für sechs Monate zu gewähren sei, wenn er *in der Türkei* erkranken würde. Batur (2002, S. 112) ging davon aus, dass diese Änderung nicht irrtümlich zustande kam. Im Juni 1952 fuhr Peters nochmals nach Deutschland, um sich in einer chirurgischen Klinik in Frankfurt untersuchen und erneut operieren zu lassen. Dafür gab es nun lediglich unbezahlten Urlaub, was Peters letztendlich zum Protest und zur Entscheidung veranlasste, seinen Vertrag zu kündigen und nicht mehr in die Türkei zurückzukehren. Er ist wohl Ende 1952 nach Würzburg umgezogen. An der Beerdigung seines akademischen Lehrers und Mentors Karl Marbe im Januar 1953 in Würzburg nahm Peters teil (Batur, 2002, S. 114). Sein Vertrag in Istanbul wurde vom Rektorat im März 1953 aufgelöst.

Die Würzburger Emeritus-Phase. Nach seiner Rückkehr hatte Peters beständig Kontakt zu Mitarbeitern des Würzburger Instituts für Psychologie. Ferdinand Merz, der dort ab 1951 als

³ Eine Anfrage im Würzburger Stadtarchiv hat ergeben, dass weder für Wilhelm Peters noch für seine Frau Anna, geb. Siedentopf, ein Immobilienbesitz in Würzburg nachweisbar ist.
[Hier eingeben]

Mitarbeiter fungierte, berichtet von häufigen Kontakten und Besuchen im Hause Peters, die er als sehr anregend empfand (vgl. Merz, 1999). Ab Mitte der fünfziger Jahre nahmen auch weitere Mitarbeiter von Wilhelm Arnold wie etwa Klaus Foppa und Joachim Kornadt an den Diskussionen mit Peters teil. Sie äußerten sich als Zeitzeugen uns gegenüber sehr beeindruckt von der wissenschaftlichen Substanz dieser Gespräche (die sie wohl im Kontakt mit Wilhelm Arnold eher vermissten). Bei Peters imponierte ihnen das umfassende Wissen im Bereich der Psychologie ebenso wie sein phänomenales Gedächtnis. Merz (1999, S. 142) führte letzteres darauf zurück, dass Peters zeitlebens stark kurzsichtig war, Veröffentlichungen nur langsam lesen konnte und dies dann wohl besonders gründlich und kritisch tat. Auch der Peters-Schüler Helmut von Bracken verwies auf dieses Seh-Handicap von Peters, das dazu führte, dass er seine Vorlesungen in Jena in freier Rede halten musste und nur ab und an einen Zettel dicht vor die Augen führte. Helmut von Bracken war von der ungewöhnlichen Persönlichkeit Peters' und seiner Ausstrahlung fasziniert, mehr noch als von der seiner Lehrer Felix Krueger (Leipzig) und Kurt Lewin (Berlin) (vgl. von Bracken, 1979).

Als besondere persönliche Eigenart wurde von Merz (1999) erwähnt, dass Peters streng zwischen Personen und der Sache, die sie vertraten, unterschied. So konnte er jemanden als Person oder Psychologen schätzen, dessen wissenschaftliche oder politische Position jedoch strikt ablehnen. Sein Umgang mit dem Schüler Helmut von Bracken in der späten Würzburger Zeit kann hier als geeignetes Beispiel dienen. Schon in Istanbul hatte Peters die Entwicklung der deutschen Psychologie der Nachkriegszeit genau beobachtet und sich 1948 in einer unveröffentlichten Arbeit („The Misery of German Psychology“) darüber beklagt, dass die internationale Isolation und der Einfluss des Nazismus in der Nachkriegs-Psychologie auch weiterhin bestehen würde. Peters störte es dabei auch erheblich, dass es in der wissenschaftlichen Psychologie nach dem Zweiten Weltkrieg keinen Neuanfang gab, sondern es die führenden Psychologen der NS-Zeit mühelos bewerkstelligten, auch nach dem Krieg zentrale wissenschaftspolitische Stellen zu besetzen und ihre mittlerweile veralteten Schulmeinungen (Charakterologie, Ganzheitspsychologie) weiterhin zu vertreten (vgl. Eckardt, 1999).

Im Würzburger AWZ (NL Peters, Karton B2, BA 14 II) findet sich ein im April 1956 von Peters an Helmut von Bracken gesendeter Brief, in dem er diesem vorwirft, in einem zusammen mit dem Amerikaner David herausgegebenen englischsprachigen Band zu „Perspectives of Personality Theory“ (auch ins Deutsche übersetzt) ein Kapitel zum Thema „Deutsche Persönlichkeitstheorie im 20. Jahrhundert“ verfasst zu haben, das ein viel zu günstiges Bild der deutschen Psychologie während der Nazizeit gezeichnet hat. Diese Verharmlosung der Rolle deutscher Psychologen im „Dritten Reich“ konnte Peters nicht

[Hier eingeben]

akzeptieren und wies darauf hin, dass nicht nur eine kleine Zahl (wie im Beitrag von Brackens berichtet), sondern seiner Schätzung nach ein gutes Drittel der deutschen Psychologen aktive Nazis waren. Er war der Auffassung, dass die Psychologie damals zu den Disziplinen zählte, die am meisten „vernazt“ waren. Seine Kritik an von Bracken mündete in der harschen Schlussfolgerung: „Sie müssen also doch einsehen, dass Sie von einem objektiven Bericht über die wirkliche Lage von damals himmelweit entfernt sind und nur zur Vernebelung der Situation beigetragen haben. Und das ist wahrhaftig ein Unglück für Sie persönlich und für die deutsche Psychologie“ (s. auch Eckardt, 1999, S. 154). Politisch interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Peters und sein Schüler von Bracken in ihrer Jenaer Zeit beide SPD-Mitglieder waren, von Bracken dann aber 1940 in die NSDAP eintrat (NL von Bracken, PD 6. Die Beweggründe für diesen Schritt werden in der Selbstdarstellung (von Bracken, 1979) nicht genannt). Diese massive Kritik an der wissenschaftlichen Arbeit von Brackens hielt Peters später nicht davon ab, seinen Schüler wiederholt nach Würzburg einzuladen und sich weiterhin auch brieflich intensiv mit ihm auszutauschen.

Im Hinblick auf die eingangs gestellte Frage, in welchem Umfang politische Ereignisse wie etwa die Zeit der beiden Weltkriege den wissenschaftlichen Werdegang von Wilhelm Peters beeinflusst haben, lässt sich festhalten, dass die politischen Wirren der zwanziger und insbesondere die der dreißiger Jahre für seinen weiteren akademischen Werdegang von entscheidender Bedeutung waren. Die wissenschaftliche Laufbahn von Peters scheint durch Ereignisse während der frühen Phase, also durch die Wirren des Ersten Weltkriegs und die Zeit kurz danach (in seiner Mannheimer Periode) nicht sonderlich beeinträchtigt worden zu sein. Wenn ihn die Turbulenzen seiner ersten Jahre in Jena und die Involvierung in den Thüringer Hochschulkonflikt auch sicherlich belastet haben, so waren sie doch spätestens 1925 beendet. Die wissenschaftliche Entwicklung von Peters wie auch die seiner Psychologischen Anstalt gestaltete sich bis 1933 außerordentlich erfolgreich und die im Institut entstandenen Arbeiten wurden damals viel beachtet. Es ist davon auszugehen, dass Peters das Institut in der Folge zu einem der führenden in Deutschland ausgebaut hätte, wäre da nicht die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Jahr 1933 gewesen. Mit dieser politischen Wende waren für Wilhelm Peters sowohl persönlich als auch wissenschaftlich gravierende Einbußen verbunden. Die Emigration nach England war wissenschaftlich wenig ertragreich (es findet sich lediglich eine Publikation aus dieser Zeit) und menschlich belastend, da die Familie in Deutschland blieb. Auch die langjährige Tätigkeit in der Türkei war wissenschaftlich wenig ergiebig, persönlich unbefriedigend und führte wohl auch dazu, dass Peters im deutschsprachigen Raum bald weitgehend vergessen wurde (vgl. von Bracken, 1961). In den 15 Jahren an der Universität

Istanbul verfasste Peters etwas mehr als 20 Publikationen, die allermeisten davon in türkischer Sprache. Diese Arbeiten wurden außerhalb der Türkei aufgrund der Sprachbarriere nicht zur Kenntnis genommen. So sind es im Wesentlichen seine Arbeiten aus dem frühen 20. Jahrhundert, die ihre Bedeutung bewahrt haben (vgl. Merz, 1999).

Im Nachhinein betrachtet ist es sehr schade, dass ein derart beeindruckender Wissenschaftler wie Peters nur die ersten 25 seiner insgesamt 45 aktiven Jahre in der Wissenschaft angemessen verbringen konnte. Immerhin wurde ihm in der Spätphase die gebührende Anerkennung zuteil. So wurde er von dem Leiter und den Mitarbeitern des Würzburger Instituts für Psychologie mit offenen Armen aufgenommen und mehrfach geehrt. Es wurde eine Institutsfeier zu Peters' 80. Geburtstag organisiert, und man kann auch davon ausgehen, dass der Antrag auf die Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Universität Würzburg im gleichen Jahr (1960) vom Institutsleiter Arnold in die Wege geleitet worden war. Zwei Jahre später wurde die Lebensleistung von Wilhelm Peters dann auch von der Deutschen Gesellschaft für Psychologie gewürdigt, die ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernannte. An dieser Auszeichnung konnte er sich leider nur noch wenige Monate erfreuen.

Der wissenschaftliche Werdegang von Friedrich Sander

Ähnlich wie bei Wilhelm Peters findet sich auch für Friedrich Sander nur wenig Information zu seiner Kindheit und Jugend in der publizierten Literatur. In seiner Selbstdarstellung, die er im Alter von 81 Jahren und kurz vor seinem Tod verfasste (Sander, 1972), wird diese Thematik im Einleitungsteil lediglich mit einem Satz berührt. Sie wird auf immerhin fünf Schreibmaschinenseiten im Rahmen eines unveröffentlichten, ausführlichen Entwurfs zur erwähnten Selbstdarstellung („Zur Chronologie meines Daseins“) genauer beschrieben. Dieser Text befindet sich im Würzburger AWZ im Sander-Nachlass (Karton 2/1) und wurde wohl deshalb abrupt abgebrochen, weil dem Verfasser klar wurde, dass er mit einem solch detaillierten Ansatz die vereinbarte Seitenzahl für sein Kapitel deutlich übertreffen würde.

Friedrich Sander wurde wie Wilhelm Peters im Monat November geboren, allerdings 1889, also neun Jahre später als Peters. Ähnlich wie Peters stammte auch Sander aus einer Kaufmannsfamilie. Diese hatte ihren Sitz in der thüringischen Kleinstadt Greiz. In der „Chronologie meines Daseins“ finden sich Hinweise darauf, dass Sander aus einem wohlhabenden Elternhaus kam. So zählte er sich selbst zu den aufgeschlossenen Fabrikantensöhnen und -enkeln der Stadt und erwähnte auch regelmäßige Fahrten mit der „herrschaftlichen“ Kutsche seines Großvaters. Die Kindheit war im ersten Lebensjahrzehnt glücklich, litt jedoch darunter, dass der Vater („das Mittelmaß leiblich und geistig überragend“ und als gütig wahrgenommen) schon mit 50 Jahren starb (Friedrich Sander war zu diesem Zeitpunkt erst 12 [Hier eingeben]

Jahre alt). Weiterhin setzte es Sander sehr zu, dass einer seiner beiden älteren Brüder wenig später nach längerem Siechtum den Folgen einer Fokalinfection erlag. Es waren diese familiären Einschnitte, die seine Jugend „verdüsterten“ (Sander, 1972, S. 309) und zeitweise zu depressiven Phasen führten.

Aus Sanders „Chronologie meines Daseins“ geht hervor, dass der Besuch des Gymnasiums willkommene Abwechslung bot. Friedrich Sander entwickelte in dieser Zeit naturwissenschaftliche und kunsthistorische Interessen und wurde vor allem in der Oberstufe des Gymnasiums von einigen Lehrern sehr positiv beeinflusst, die sein Wissen in Biologie und Physik, aber auch sein Interesse an Philosophie und klassischer Literatur förderten. Sein Deutsch- und Griechischlehrer unterstützte gezielt seine Begeisterung für die Kunstgeschichte und sorgte wohl dafür, dass Sander bei der Abiturentlassungsfeier als „Praemium industriae ac morum“ Heinrich Wölfflins „Klassische Kunst“ überreicht wurde.

Angesichts der Vielfalt seiner Interessen fiel Sander die Entscheidung für ein bestimmtes Studienfach sehr schwer. Seine Mutter gewährte ihm die Möglichkeit eines „Orientierungssemesters“ in München (1909), das er intensiv nutzte und dabei Vorlesungen und andere Veranstaltungen in fast allen Fakultäten besuchte. Neben den Fächern Althochdeutsch, Literaturgeschichte, Philosophie und Psychologie interessierten ihn auch Veranstaltungen zum Strafrecht und zur Anatomie. An der medizinischen Fakultät belegte er einen Sezierkurs und beobachtete eine Kaiserschnittentbindung, was ihm allerdings die Lust am „blutigen Geschäft der Chirurgen“ schnell austrieb. Wenn im Professorenkatalog der Medizinischen Fakultät der Universität Leipzig (2019) im Zusammenhang mit den Lebensdaten von „Prof. Dr. med. Friedrich Sander“ zu lesen ist, dass er Medizin in München und Leipzig studierte und in Leipzig auch zum Dr. med. promovierte, so entspricht dies nicht den Fakten (alle anderen Angaben dieser Quelle zu Sander sind allerdings weitgehend korrekt).

Die beiden Leipziger Perioden (1911-1914 sowie 1919-1929)

Studium und Assistentenzeit bei Wilhelm Wundt. Das Orientierungssemester festigte bei Friedrich Sander den Entschluss, weiterhin Philosophie, insbesondere auch Psychologie zu studieren. Nach einem freiwilligen Militärjahr in Dresden kehrte Sander noch einmal kurz nach München zurück, wo er sich mit dem Ansatz von Theodor Lipps zur Raumästhetik und zu geometrisch-optischen Täuschungen beschäftigte und er auch Erich Rothacker begegnete. Danach zog es ihn aber nach Leipzig, vor allem wegen des berühmten Wissenschaftlers Wilhelm Wundt und seines Prinzips der „schöpferischen Synthese“ (Sanders, 1972, S. 310). Ab 1911 nahm Sander am Studienbetrieb im Leipziger Psychologischen Institut teil und war nicht nur von den vierstündigen Vorlesungen Wilhelm Wundts, sondern auch von den [Hier eingeben]

Veranstaltungen von Wundts Mitarbeitern zur experimentellen Methodik sehr beeindruckt. Er entschloss sich schon sehr frühzeitig dazu, bei Wundt vorzusprechen und sich ein Dissertationsthema aus dem Bereich der experimentellen Ästhetik zu erbitten. Wilhelm Wundt war von den Fähigkeiten Sanders wohl schon zu diesem frühen Zeitpunkt überzeugt und stimmte dessen Plan sofort zu. (Sander, 1972, S. 312). Nachdem Wundts Assistent Privatdozent Dr. Paul Salow zu Beginn des Sommersemesters 1913 überraschend verstorben war, bot Wundt Sander die nun vakante Assistenten- und Abteilungsvorsteherstelle unter der Voraussetzung an, dass er bis zum Ende des Semesters promovieren würde, was dann auch so geschah. Sander promovierte Ende Sommer 1913 mit einer Arbeit zu „Elementar-ästhetischen Wirkungen zusammengesetzter geometrischer Figuren“ und trat unmittelbar danach die Assistentenstelle an. Wenn wir richtig gerechnet haben, arbeitete Sander demnach schon kurz nach seinem fünften Leipziger Semester (dem siebten Studiensemester insgesamt) als letzter Assistent von Wilhelm Wundt und hielt ab dem Wintersemester 1913/14 nicht nur Übungen ab, sondern fungierte auch (gemeinsam mit dem anderen Assistenten Dr. Otto Klemm) als emsiger Helfer seines Vorbilds und akademischen Mentors bei dessen Lehrveranstaltungen und Forschungsarbeiten.

In diesem Zusammenhang scheint interessant, dass auch Wilhelm Peters bei Wundt im Jahr 1904 promoviert hatte (eine weitere Parallele). Er wurde jedoch von Wundt möglicherweise nicht in ähnlicher Weise wertgeschätzt bzw. wahrgenommen. Nach Abschluss des Doktorats konnte Peters jedenfalls nicht länger am Leipziger Institut verbleiben (Er teilte damit das Schicksal der absoluten Mehrheit von Wundts insgesamt 184 Doktoranden; vgl. Meischner-Metge & Schröger, 2020). Sander wurde in den beiden Semestern bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs von Wundt sehr zuvorkommend behandelt und zu allen gesellschaftlichen Ereignissen im Hause Wundt eingeladen. Er wertete diese kurze Beschäftigungsphase vor dem Ersten Weltkrieg als eine sehr glückliche Zeit (Sander, 1972, S. 313). Inhaltlich setzte sich Sander in dieser Zeit kritisch mit Wundts Prinzip der schöpferischen Synthese auseinander, das ihn immer weniger überzeugte. Probleme sah er insbesondere in der Annahme des Vorrangs einzelner Wahrnehmungselemente vor dem Ganzheits-Charakter des Erlebten. Die Offenheit seiner Gespräche mit Wundt ermutigte Sander dazu, Wundt seine Zweifel an der Zusammengehörigkeit aller seelischen Erlebnistatbestände zu erläutern und seine These vom Primat der Ganzheit vor den Elementen anhand von Beispielen zu illustrieren. Dieser schaute Sander danach nur wohlwollend an, äußerte sich jedoch nicht weiter dazu (Sander, 1972, S. 315).

Die für Sander sehr gewinnbringende Zeit als Assistent von Wilhelm Wundt endete abrupt mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914, an dem er als Leutnant der Reserve im

[Hier eingeben]

Kgl.-Sächsischen Leibregiment teilnahm. Er wurde in der Marneschlacht verwundet, hatte danach auch einige weitere gesundheitliche Probleme und kehrte erst nach Kriegsende 1919 wieder nach Leipzig zurück. Hier fand er am Institut für Psychologie eine völlig veränderte Situation vor. Wilhelm Wundt war 1917 im Alter von 85 Jahren aus dem Amt geschieden und nach Großbothen, einem ländlichen Ort in der weiteren Umgebung von Leipzig umgezogen. Persönliche Kontakte zwischen Wundt und Sander blieben in der Folge aufgrund der schwierigen Verkehrsverhältnisse rar (Sander, 1972, S. 317). Wundt hatte als seinen Nachfolger Felix Krueger vorgeschlagen (überraschend für alle diejenigen, die Wundts Kontroverse mit Krueger in Sachen Völkerpsychologie kannten; vgl. Sander, 1972, S. 317). Wundts Motivation für diesen Vorschlag wurde darin gesehen, dass er nur Krueger zutraute, der Völkerpsychologie neben der fest etablierten experimentellen Psychologie einen angemessenen Platz zuzuweisen (Meischner-Metge & Schröger, 2020, S. 288).

Die Assistentenzeit bei Felix Krueger. Ein von Wundt im Dezember 1918 für Sander verfasstes Empfehlungsschreiben (s. AWZ, NL Sander 2/1) war wohl dazu gedacht, die Weiterbeschäftigung von Sander in Leipzig sicherzustellen. In diesem Schreiben wies Wundt auf Sanders Verdienste als Assistent, dessen vorzügliche Arbeiten im Bereich der experimentellen Psychologie sowie auf sein ausgeprägtes Wissen in den Bereichen Psychologie und Philosophie hin. Da Wundt wohl auch Krueger gegenüber die „experimentelle Phantasie“ Sanders betont und – wie Sander selbst vermutete (vgl. Sander, 1972, S. 317) – dabei auch Sanders kritische Einwände gegenüber Wundts theoretischem Ansatz erwähnt hatte, die für den Ganzheitspsychologen Krueger gut nachvollziehbar waren, begegnete Krueger Sander gleich mit großer Aufgeschlossenheit und bot ihm die weitere Mitarbeit im Leipziger Institut an.

Der von Krueger initiierten „zweiten Leipziger Schule“, als Schule der Genetischen Ganzheits- und Strukturpsychologie bekannt geworden (vgl. Meischner-Metge & Schröger, 2020), gehörten u.a. neben Sander auch Otto Klemm, Hans Volkelt (Sohn des Leipziger Philosophen Johannes Volkelt und bis dato einziger Schüler Kruegers) sowie Karlfried Graf Dürckheim an (vgl. Fitzek & Wittmann, 2003). Wilhelm Wirth, planmäßiger Extraordinarius und in Wundts letzten Jahren Mitdirektor des Instituts, erhielt mit dem „psychophysischen Seminar“ eine kleine selbständige Abteilung, die in nur lockerem Zusammenhang mit dem Institut stand. Auch Prof. August Kirschmann, Wundt-Schüler und von 1893 bis 1915 Direktor des Psychologischen Instituts der Universität Toronto (Kanada), war als Honorarprofessor im Leipziger Institut beschäftigt und Sander freundschaftlich verbunden. Kirschmann, einer der Lieblingsschüler Wundts, der 1902 schon einmal von der Universität Toronto freigestellt worden war, um Wundts Feier zum 70. Geburtstag maßgeblich zu organisieren, war 1915 von

[Hier eingeben]

Wundt als Assistent wieder eingestellt worden. Die Darstellung Sanders (1972, S. 318) zur Rückkehr von Kirschmann nach Deutschland ist dabei nicht korrekt. Während Sander es so beschreibt, dass Kirschmann während eines Jahresurlaubs vom Kriegsausbruch 1914 überrascht und deshalb in Deutschland geblieben war, weisen die genauen Recherchen von Slater (2005) auf eine andere Entwicklung hin. Demnach war Kirschmann schon 1908 während eines (voll bezahlten) „Sabbaticals“ in Deutschland schwer erkrankt und in der Folge nicht wieder nach Kanada zurückgekehrt. Nachdem sein Gehalt jedoch über mehrere Jahre weiterhin zunächst voll, danach anteilig von der Universität Toronto bezahlt worden war, veröffentlichte die kanadische Presse nach Kriegseintritt mit Deutschland den Umstand, dass ein deutscher Professor im Ausland mit kanadischen Dollars bezahlt werde. Dies führte dazu, dass die Universität Toronto den Vertrag mit Kirschmann 1915 unverzüglich auflöste.

Sander lernte Kirschmann erst 1919 kennen, verstand sich mit dem damals schon fast 60-jährigen Kirschmann auf Anhieb sehr gut und tauschte sich mit ihm besonders auf dem Gebiet der Goetheschen Farbenlehre aus (Sander, 1972, S. 318). Mit Otto Klemm kooperierte Sander vor allem auf dem Gebiet der angewandten Psychologie und publizierte mit ihm Studien zur Arbeitspsychologie (z.B. Klemm & Sander, 1924). Mit dem etwas später zum Lehrstuhlteam hinzugekommenen Hans Volkelt arbeitete er intensiv zu Grundbegriffen der Ganzheitspsychologie und ihren Anwendungsmöglichkeiten. Wie Sander lehnte auch Volkelt die traditionelle „Elementenpsychologie“ ab. Auf Volkelt geht der Begriff der „genetischen Ganzheitspsychologie“ zurück, dessen philosophische Orientierung in der Folge von Krueger vorgenommen und dessen Forschungsprogramm etwa im Bereich der Kinder- und Jugendpsychologie sowie der Wahrnehmungspsychologie in den zwanziger Jahren insbesondere von Sander und Volkelt betrieben wurde (Fitzek & Wittmann, 2003, S. 340; Sander, 1972, S. 318; ausführlich in Sander & Volkelt, 1967). Klemm und Kirschmann dagegen standen zur Ganzheitspsychologie zumindest anfänglich in eher kritischer Distanz (vgl. Sander & Volkelt, 1967, S. 10). Krueger hatte seit seinen tonpsychologischen Arbeiten um 1900 kaum mehr selbst experimentell gearbeitet und überließ die experimentelle Praxis seinen Mitarbeitern und Doktoranden (Sander, 1972; Wellek, 1972).

Wie Sander in seiner Selbstdarstellung (1972, S. 319ff.) ausführlich darlegt, war er 1919 mit dem Vorsatz nach Leipzig zurückgekommen, die „Elementenhypothese“ der klassischen Psychologie, wie sie etwa von Hermann Ebbinghaus und Georg Elias Müller vertreten worden war, durch neue experimentelle Studien zu erschüttern und möglichst zu widerlegen. Als geeignetes Untersuchungsgebiet galt für ihn dabei die Sinneswahrnehmung in unterschiedlichen Facetten (Optik, Akustik, räumliche Wahrnehmung). Im Hinblick auf die

[Hier eingeben]

visuelle Wahrnehmung führte er etwa als Gegenbeispiel gegen den Primat der Elemente an, dass die Eigenschaft, ein männliches oder ein weibliches Gesicht zu sein, sich nicht in kleinen Einzelheiten findet, sondern im Blick auf das Ganze. Schon seine frühere Beschäftigung mit geometrisch-optischen Täuschungen hatte ihm Belege dafür geliefert, dass einzelne Glieder geometrischer Figuren durch das sie tragende Ganze bedeutsam mitbestimmt werden. Das nach ihm benannte und „in den freien Stunden des letzten Kriegsjahrs“ (Sander, 1972, S. 316) entwickelte Parallelogramm, das später von Ipsen (1922) quantitativ genauer untersucht wurde, kann als eine der stärksten optischen Täuschungen überhaupt gelten. Die Täuschung besteht darin, dass die diagonale Linie, die das größere Parallelogramm auf der linken Seite halbiert, deutlich länger erscheint als die Linie, die das rechte kleinere Parallelogramm halbiert. Beide Linien sind jedoch gleich lang.

Eine Serie von Experimente zu „Unterschiedsschwellen“ (US) bei der Beobachtung von Gestaltveränderungen und der Veränderung isolierter Strecken ergab, dass entgegen den Annahmen der Elementenhypothese die US für Gestaltveränderungen feiner waren als die für isolierte Strecken. Ähnliche Befunde im Sinne eines Primats des Ganzen fanden sich auch für tonpsychologische Arbeiten und Studien zur Leistungsmotorik im Rahmen von üblichen Arbeitsbewegungen (Sander, 1972, S. 321f.). Im Rahmen seines 1923 abgeschlossenen Habilitationsprojekts mit dem Titel „Über räumliche Rhythmik“ entdeckte er beim Übergang von rhythmisch eher ärmeren zu reichhaltigen rhythmischen Gebilden die Bedeutung von „Vorgestalterlebnissen“ auf das Werden von Gestalten. Diesen Prozess des Übergangs von Vor- zu Endgestalten bezeichnete Sander (1926) als „Aktualgenese“, wobei damit das Werden einer Gestalt im entwickelten Bewusstsein gemeint war. In diesem Zusammenhang entwickelte er eine Reihe von experimentellen Methoden, denen gemeinsam war, dass Gestalten zunächst in rudimentärer Form vorgegeben wurden, sie danach erst sukzessive angereichert und dann in die normale Wahrnehmungsweise überführt wurden. Dieser Vorgang der Aktualgenese wurde von ihm für alle genannten Sinnesbereiche sowie für Gedächtnisvorgänge, motivationale Entwicklungen und schöpferische Leistungen (etwa in den Bereichen Musik und Kunst) als fundamental angesehen.

Die aus den Forschungsarbeiten zur genetischen Ganzheitspsychologie gewonnenen Erkenntnisse führten Sander zur Postulierung von Persönlichkeitsunterschieden im Rahmen einer eigenen Typologie, in deren Rahmen systematische Unterschiede zwischen Individuen bei dem Erleben von Gestalten angenommen wurden. Während für den sog. „G-Typus“ unterstellt wurde, dass diffuse gefühlsartige „Ganzqualitäten“ das Gestalterleben dominierten, traten bei dem „E-Typus“ dominante Ganzqualitäten eher in den Hintergrund, während die

[Hier eingeben]

„Gliederbeschaffenheit“ der wahrgenommenen Gestalten hier die Wahrnehmung bestimmte. Letzteres wurde als Hinweis auf eine rational-analytische Grundhaltung gewertet. Weiterhin propagierte Sander auch einen „gestaltproduktiven“ GE-Typus, in dem sich Haltungen der beiden anderen Typen in einer Art schöpferischen Synthese vereinen, und den er etwa im Werk von Goethe und Schiller verwirklicht sah (Sander, 1972, S. 328f.). In der Persönlichkeitstheorie der Leipziger Schule wurden also „mit strukturgesetzlicher Notwendigkeit“ (Sander & Volkelt, 1967, S. 106) allgemeine menschliche Charaktertypen unterschieden, die im Hinblick auf ihre Ganzheitlichkeit und Gefühlsbetontheit differierten. Demzufolge beeinflussen dispositionelle Unterschiede die Gesamtstruktur der Persönlichkeit in bedeutsamer Weise. Der von Krueger geprägte Strukturbegriff, verstanden als Gefüge von „dispositionellen Angelegenheiten und dynamischen Richtungskonstanten“ (Sander & Volkelt, 1967, S. 182) gewann in Sanders Publikationen einen zunehmend größeren Stellenwert.

Wenn Sander auch als produktiver Experimentator sowie als wissenschaftlich qualifizierter und guter Lehrer von Kollegen und Studierenden wertgeschätzt wurde, so war er doch beileibe kein Vielschreiber. Fitzek und Wittmann (2003; S. 341) weisen darauf hin, dass er in seiner Leipziger Periode zwischen 1919 und 1929 nur wenige (zehn) wissenschaftliche Artikel veröffentlichte. Im gleichen Zeitraum war sein Kollege Otto Klemm mit 30 Publikationen ungleich produktiver (Loosch, 2008, S. 76). Dennoch wurde Sander nach erfolgter Habilitation 1925 zum nichtbeamteten außerordentlichen Professor ernannt.

Seine wissenschaftliche Reputation dürfte er insbesondere durch nachhaltig wirkende Überblicksreferate auf mehreren nationalen und internationalen Kongressen gesteigert haben. Dazu zählte sicherlich sein Vortrag zu „Gestaltqualitäten“ auf dem Internationalen Kongress für Psychologie in Groningen (1926), in dem er zum ersten Mal auch das Konzept der Aktualgenese erläuterte (Sander, 1927). Seine Präsentation der Gestaltpsychologie auf der Grundlage des von Ehrenfels eingeführten Begriffs der Gestaltqualitäten dürfte dazu beigetragen haben, sich im Ausland den Ruf eines Gestaltpsychologen zu erwerben, zumal die Differenzen zwischen den Berliner/Frankfurter Schulen der Gestaltpsychologie und der Leipziger Schule der Ganzheitspsychologie international wenig bekannt waren (Fitzek & Wittmann, 2003, S. 341). Da die führenden Vertreter der Gestaltpsychologie später emigrierten und als politisch unverdächtig galten, erleichterte diese inkorrekte Zuordnung nach Auffassung von Peters Sander später die Einladung zu internationalen Kongressen (Peters, UAJ, D941, Bl. 64). Es war im Ausland kaum bekannt, dass die Wissenschaftler um Felix Krueger in ihrer politischen Orientierung äußerst konservativ (deutsch-national bis nationalsozialistisch) waren, was den Leipzigern später den Ruf einer „völkischen Zelle“ einbrachte (Krueger, 1939, S. 37).

[Hier eingeben]

Da Krueger in seiner Schilderung der politischen Aktivitäten am Leipziger Institut Sander (etwa im Unterschied zu Volkelt) nicht explizit aufführte, kann angenommen werden, dass Sander in dieser Phase unpolitisch agierte. Es steht jedoch fest, dass er schon zu Beginn des Nazi-Regimes dem Beispiel von Hans Volkelt folgte und (wie auch Klemm und Wirth) in die NSDAP eintrat. Ab diesem Zeitpunkt bekannte er sich auch in seinen Schriften „...dezidiert zur ‚nationalsozialistischen Bewegung‘“ (Wittmann, 2002, S. 313).

Vielbeachtet war auch Sanders Referat mit dem Titel „Experimentelle Ergebnisse der Gestaltpsychologie“ anlässlich des Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Psychologie 1927 in Bonn (abgedruckt in Sander & Volkelt, 1967, S. 73ff.). Wie Fitzek und Wittmann (2003, S. 341ff.) betonen, gelang es Sander in diesem Vortrag, Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Berliner und der Leipziger Forschungsprogramme herauszuarbeiten. Während beide Ansätzen etwa darin übereinstimmen, dass die Wahrnehmung im Sinne von „Gestaltgesetzen“ strukturiert wird, und auch davon ausgehen, dass reizmäßig Gleiches durchaus unterschiedlich erlebt werden kann, dient der Leipziger Ganzheitspsychologie im Unterschied zur Berliner Gestaltpsychologie das subjektive, begleitende Erleben, wie es in den Arbeiten zur Aktualgenese protokolliert wurde, als Schlüssel für das Verständnis des Gestaltbildungsvorgangs. Im Sinne des theoretischen Ansatzes von Krueger ging Sander davon aus, dass Gefühle für den Prozess der Gestaltbildung funktional wesentlich sind.

In seinem Bonner Überblicksreferat profilierte sich Sander nicht nur als experimentell versierter Forscher, sondern auch als einer der theoretischen Köpfe der Leipziger Schule der Ganzheitspsychologie (Fitzek & Wittmann, 2003, S. 346). Auch wenn er nur wenige Publikationen vorweisen konnte, schien er damit trotzdem für eine Professorenlaufbahn durchaus qualifiziert.

Die Zeit in Gießen (1929-1933)

Von Friedrich Sander selbst erfahren wir kaum etwas über seine kurze Gießener Zeit. Aus der Lektüre seiner „Selbstdarstellungen“ (Sander, 1972) könnte man fast den Eindruck gewinnen, dass seine berufliche Laufbahn in Leipzig geendet hätte, wären da nicht Hinweise auf die „Bombenzerstörung meines Instituts 1945“ (S. 319; der Ort wird nicht genannt) sowie abgelehnte Rufe nach Leipzig und Berlin (S. 332). Schwerpunktmäßig wird über seine theoretischen und experimentellen Beiträge zur genetischen Ganzheitspsychologie informiert, nicht aber über seine beruflichen Veränderungen nach 1929. Auch zur familiären Situation nach 1919 wird in der Selbstdarstellung nichts gesagt. Aus seinem Lebenslauf lässt sich ablesen, dass er im Jahr seiner Habilitation (1923) Hedwig Tretz geheiratet hat, und dass in der Leipziger

Zeit der Sohn Ernemann (1925) sowie kurz nach der Übersiedlung nach Gießen Tochter Ingeborg (1930) geboren wurde.

Was wissen wir nun über die Gießener Periode? Eine Leipziger Quelle suggeriert, dass Sander einen deutlichen Karrieresprung verzeichnen konnte. So findet sich im Rahmen der Leipziger Rektoratsreden (Jahresbericht 1928/29) folgende Angabe: „nach auswärts berufen der außerordentliche Professor der Psychologie Friedrich Sander als ordentlicher Professor der Psychologie an die Universität Gießen...“ (Häuser, 2009, S. 1579). Aus dem Bericht von Burger (1975), der die Entwicklung der Gießener experimentellen Psychologie von ihren Anfängen 1904 bis in die Nazizeit hinein beschreibt, lässt sich hingegen ableiten, dass es nicht um eine ordentliche Professur ging. In Gießen gab es vielmehr große Schwierigkeiten bei dem Versuch, die dort verfügbare außerplanmäßige außerordentliche Professur (eine solche Stelle hatte Sander ja schon in Leipzig besetzt) in eine planmäßige umzuwandeln.

Schon während der Besetzung der Stelle durch Kurt Koffka (ab 1918) und seit der Einrichtung des Instituts für experimentelle Psychologie und Pädagogik im Jahr 1919 war es der Universität Gießen trotz regelmäßiger Anträge und der Unterstützung durch Fakultät und Senat nicht gelungen, bei der Landesregierung eine Etatisierung der Professur durchzusetzen. Koffka zog daraus die Konsequenz, 1927 einen Ruf an das Smith College in Northampton, Massachusetts (USA) (s. Allesch, 2017) anzunehmen. Als sein Nachfolger sollte auf Wunsch von Koffka und Köhler Max Wertheimer berufen werden, der von der Auswahlkommission dann auch vor Sander und Pauli auf den ersten Platz der Berufungsliste gesetzt wurde. Nachdem die Umwandlung der Abteilungsleiterstelle in ein etatmäßiges Extraordinariat 1928 vom Landesamt für Bildungswesen bewilligt worden war, schien die Berufung Wertheimers gesichert. Allerdings musste der hessische Minister für Kultur und Bildungswesen seine Zusage zur Umwandlung nur wenig später zurückziehen, weil im Haushalt dafür kein Geld bereitgestellt werden konnte. Wertheimer zog es daraufhin vor, im Jahr 1929 eine ordentliche Professur an der Universität Frankfurt anzunehmen. Friedrich Sander übernahm am 1. April 1929 die Leitung des Gießener Instituts, nachdem ihm die hessische Regierung die Umwandlung der Stelle für 1930 fest zugesagt hatte (vgl. Burger, 1975, S. 92f.).

Am Rande sei angemerkt, dass für die Koffka-Nachfolge auch Hans Volkelt zur Diskussion stand. Dieser wurde nach Burger (1975, S. 98) von der Auswahlkommission deshalb nicht berücksichtigt, weil er vorwiegend auf dem Gebiet der Kinder- und Jugendpsychologie ausgewiesen war, und auf diesem Gebiet in Gießen schon Erich Stern arbeitete. Eine etwas andere Begründung lieferte Wilhelm Peters, wie aus den Unterlagen des Jenaer Universitätsarchivs hervorgeht. Demnach war er im Rahmen dieses Berufungsverfahrens als

[Hier eingeben]

Gutachter selbst in den fachlichen Vergleich zwischen Sander und Volkelt und die Entscheidung einbezogen. Er habe sich dabei nicht für den seiner Meinung nach „entschieden intelligenteren“ Volkelt plädiert, sondern Sanders vorgeschlagen, „weil Volkelt zu viel redete und zu wenig arbeitete, während Sander seit seiner Dissertation beständig an seinen „Gestaltproblemchen“ weiter experimentiert hätte“ (Peters, UAJ, D941, Bl. 63). Wie Fitzek und Wittmann (2003, S. 349) sicherlich korrekt herausstellen, wurden Sanders durchaus originelle Arbeiten zur Aktualgenese in ihrem Potential von Peters wohl deutlich unterschätzt. Auch im Hinblick auf seinen Intelligenzvergleich sind Zweifel angebracht (s.u.).

Nach Burger (1975, S. 93ff.) führte Sander seine ganzheitspsychologischen Arbeiten an der Universität Gießen fort, stellte nun aber Forschungsaufgaben zur Psychologie des Kindes- und Jugendalters in den Vordergrund, wobei die Erfassung gefühlsmäßiger Erlebnisqualitäten und deren Bedeutung für die seelische Entwicklung besondere Bedeutung einnahm. In diesen Arbeiten unterstützt wurde er von seiner Assistentin Dr. Elisabeth Lippert, die 1926 bei ihm promoviert hatte und mit ihm von Leipzig nach Gießen gewechselt war. Eine neue Thematik betraf die Psychologie der Zweisprachigkeit bei Kindern, weiterhin wurden Untersuchungen für das Arbeitsamt im Bereich der Eignungsdiagnostik durchgeführt. Erwähnenswert scheint schließlich, dass Sander in Kooperation mit Prof. Robert Sommer von der psychiatrischen Klinik und Kinderklinik eine Erziehungsberatungsstelle aufbaute, in der eine Forschungsstelle für pädagogisch-psychologische Grenzgebiete eingerichtet wurde.

Auch wenn Felix Krueger ihm 1933 im Rahmen eines Gutachtens attestierte, dass durch sein Wirken in Gießen, insbesondere durch seine Arbeiten zur genetischen Ganzheitspsychologie, zur kindlichen Zweisprachigkeit und zur menschlichen Motorik die wissenschaftliche Leistung erheblich erweitert und vertieft wurde, stehen andererseits für die Gießener Periode lediglich fünf Publikationen zu Buche. Von den Gießener Kollegen wurde Sander zweifellos geschätzt. Als August Messer 1933 aus politischen Gründen die Universität verlassen musste, weil er sich für mehr Pressefreiheit einsetzte (s. Stock, 2017), erhielt Sander den Ruf auf dessen Lehrstuhl für Philosophie und Pädagogik. Etwa zeitgleich erfolgte jedoch auch ein Ruf auf den Lehrstuhl für Psychologie in Jena. Für Sanders Entscheidung, nach Jena zu gehen, sprach zum einen, dass es sich dort um einen reinen Psychologie-Lehrstuhl handelte. Zum anderen dürften die nicht gerade guten Erfahrungen mit dem hessischen Kultusministerium eine gewisse Rolle gespielt haben (Burger, 1975, S. 94). In seinem Lebenslauf nennt Sander weitere Argumente für seinen Weggang: Er fühlte sich auf der einen Seite der Tradition von Weimar und Jena von jeher aufs Tiefste verpflichtet; auf der anderen Seite lebte seine Mutter in der Nähe.

[Hier eingeben]

Die Zeit in Jena (1933-1945)

Während die Berufung von Peters nach Jena im Jahr 1923 zu erheblichen Konflikten geführt hatte (s.o.), lief die Besetzung seines Lehrstuhls durch Sander zehn Jahre später wesentlich schneller und reibungslos ab. Wie schon erwähnt war Wilhelm Peters im April 1933 beurlaubt und seine Mitarbeiterin Annelies Argelander gleichzeitig zu seiner Vertreterin bestimmt worden. Schon im Juli 1933 legte die naturwissenschaftliche Fakultät einen ersten Vorschlag vor, der die Namen Klemm, Pauli, Sander und Pauli enthielt. Auf der endgültigen Berufungsliste wurde Friedrich Sander an erster, Richard Pauli an zweiter und Hans Volkelt an dritter Stelle platziert (Fakultätsrat, UAJ, N45, Bl. 370). Mit Wirkung vom 1. Oktober 1933 wurde Sander zum ordentlichen Professor für Psychologie und gleichzeitig zum Leiter der Psychologischen Anstalt der Universität Jena berufen.

Im Nachhinein ist nicht leicht zu klären, welche Rolle die Parteizugehörigkeit von Sander im Berufungsverfahren spielte. Peters stellte 1947 rückblickend in einem Schreiben an das Thüringische Ministerium für Volksbildung (Peters, UAJ, D941, Bl. 61) fest, dass Sander vor seinem Eintritt in die NSDAP nicht für einen psychologischen Lehrstuhl in Frage gekommen wäre und er den Lehrstuhl in Jena nur seinem Nazitum zu verdanken habe. Dafür würde auch sprechen, dass er kurz nach seiner Berufung schon zum Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät ernannt worden sei, ein für die Universität Jena absolut unübliches Verfahren. Auch Geuter (1988, S. 113f.) konnte aufgrund dieser Beobachtung nicht nachvollziehen, warum Wellek (1960, S. 180) darauf beharrte, dass die Berufung von Sander ordnungsgemäß erfolgte.

Mit seiner Einschätzung dürfte Wellek allerdings nicht so falsch gelegen haben. Eine genauere Durchsicht der Fakultätsunterlagen zum Berufungsvorgang zeigt auf, dass der Fakultätsrat ausschließlich fachliche Kriterien für die Berufung formulierte (vgl. Fitzek & Wittmann, 2003, S. 347ff.; UAJ, Akte BA 974). Die Kandidaten sollten in allen wichtigen Grundfragen der Psychologie bewandert, nicht einseitig auf Spezialgebiete beschränkt sein und sich auch an der Ausbildung von Pädagogen erfolgreich beteiligen können. Bei Sander wurde auf besondere Fähigkeiten im Bereich der experimentellen Psychologie und auf seine Rolle als Mitbegründer der Ganzheitspsychologie hingewiesen, weiterhin auf seine Qualitäten im Bereich der Lehre. Auch bei Pauli wurden besondere Kompetenzen im Bereich der experimentellen Psychologie hervorgehoben, was ihn zum ernsthaften Kandidaten für die Professur werden ließ. Wenn auch Volkelt die prinzipielle Eignung für die Professur attestiert wurde, schien er der Kommission wissenschaftlich nicht annähernd so gut qualifiziert wie Sander und Pauli. Im Vorschlagsbericht der Fakultät wird explizit auf die arische Abstammung

[Hier eingeben]

im Sinne des Gesetzes bei allen drei Kandidaten verwiesen, bei Volkelt zusätzlich auf seine Tätigkeit als Gaureferent für Lehrerbildung im nationalsozialistischen Lehrerbund (NSLB). Im Berufungsvorschlag findet sich ansonsten kein Hinweis auf Parteimitgliedschaft und ein Interesse an politisch aktiven Wissenschaftlern wurde nicht explizit formuliert.

Wenn nun das bis dato unauffällig gebliebene Parteimitglied Sander deutlich vor dem wesentlich aktiveren Nationalsozialisten Volkelt platziert wurde, so scheint dies dafür zu sprechen, dass die Parteizugehörigkeit für den Ausgang des Verfahrens in der Tat nicht ausschlaggebend war. In diesem Zusammenhang dürfte allerdings das Sondergutachten des Philosophen Leisegang (UAJ, N45, Bl. 386) nicht unwichtig gewesen sein. Dieser hatte Volkelt in Leipzig schon als Schüler kennengelernt, hielt ihn für einen mittelmäßigen und wenig begabten Schüler, Studenten und Dozenten, war also (im Unterschied zu Peters) von Volkelts intellektuellen Fähigkeiten absolut nicht überzeugt. Er machte keinen Hehl daraus, dass er mit seinem Votum verhindern wollte, dass Volkelt einen Lehrstuhl an einer deutschen Universität erhalten würde. Sein Hinweis darauf, dass bei dem Vergleich der Kandidaten Sander und Volkelt politische Gründe keine Rolle spielen sollten, da ja beide Bewerber Nationalsozialisten sind, dürfte die Entscheidung für Sander erleichtert haben. Es könnte in diesem Zusammenhang allerdings auch eine Rolle gespielt haben, dass NS-Gremien wie der Nationalsozialistische Dozentenbund und das Amt Rosenberg vor 1935 nicht systematisch in die Verfahrensabläufe bei Berufungen eingebunden waren.

Vergleicht man nun die wissenschaftliche Reputation von Sander mit der des Zweitplatzierten Pauli, so könnte man wie Holzapfel (1995, S. 32) zum Schluss kommen, dass Pauli trotz möglicherweise größerer fachlicher Kompetenz aufgrund seiner früheren SPD-Mitgliedschaft nicht zum Zuge gekommen war. Es wurde schon erwähnt, dass Sander kein Vielschreiber war. Zum Berufszeitpunkt in Jena lagen von ihm 15 Veröffentlichungen vor, davon etwas weniger als die Hälfte zu „wichtigen Grundfragen der Psychologie“. Anders als Pauli, der vor 1933 schon zwei sehr einflussreiche Lehrbücher zur experimentellen Psychologie verfasst hatte, konnte Sander keine Monografie vorweisen. Mit seinem wenig umfangreichen Schriftenverzeichnis konnte Sander jedenfalls Pauli gegenüber nicht punkten. Wenn man weiterhin bedenkt, dass der nicht in die Endauswahl gekommene Mitbewerber Otto Klemm (ebenfalls Parteimitglied) zu diesem Zeitpunkt bereits 65 Publikationen vorgelegt hatte (vgl. Loosch, 2008, S. 121ff.), so lässt sich aus der Bevorzugung Sanders nur folgern, dass die wissenschaftliche Produktivität allein damals sicherlich kein ausschlaggebendes Kriterium war. In jedem Fall kann ausgeschlossen werden, dass Unterschiede in der politischen Aktivität und die Parteizugehörigkeit, die nach Ash und Geuter (1985, S. 270) zumindest in den bis 1936

[Hier eingeben]

erfolgten Berufungsverfahren für den Erfolg bedeutsam waren, im Jenaer Verfahren eine entscheidende Rolle spielten. Hier genügte es, dass der Kandidat auf dem ersten Listenplatz politisch akzeptabel war (Fitzek & Wittmann, 2003, S. 349).

Nur am Rande sei angemerkt, dass es dem engagierten Nationalsozialisten Hans Volkelt trotz massiver Unterstützung durch Reichsministerium und Amt Rosenberg (dessen ständiger Gutachter er war) in der gesamten NS-Zeit nicht gelang, einen Lehrstuhl zu besetzen. Seine wiederholten Bemühungen in Leipzig schlugen nicht zuletzt deshalb fehl, weil ihm die beteiligten Instanzen vor allem fehlendes wissenschaftliches Format ankreideten (vgl. Geuter, 1984, S. 208). Falls der Sondergutachter Hans Leisegang davon Kenntnis erhalten hat, dürfte es ihn gefreut haben.

Sanders Lehraktivitäten in Jena. Es kann kaum überraschen, dass Sander das von Peters entwickelte Lehrkonzept grundlegend umgestaltete (vgl. die ausführlichen Darstellungen bei Fitzek & Wittmann, 2003; Wittmann, 2002). Die von Peters noch für das Sommersemester 1933 vorgesehene Hauptvorlesung zu Grundfragen der Psychologie (Allgemeine Psychologie) wurde durch eine Veranstaltung zu „Allgemeine Psychologie auf ganzheitstheoretischer Grundlage“ ersetzt. Sander sah die Chance dafür, seinen ganzheitstheoretischen Ansatz „wissenschaftsintern“ für alle Studierende verbindlich zu machen und diesen auch in der Lehrerausbildung fest zu etablieren. Nur kurz nach seinem Dienstantritt in Jena publizierte Sanders zum ersten Mal ein kurzes politisches Statement in der Zeitschrift „Der Thüringer Erzieher“ (Sander, 1933), in dem er den Versuch unternahm, die „außerpsychologischen“, wissenschaftsexternen Entscheidungsträger vom Sinn dieser Umorientierung zu überzeugen. Er sah dabei Grundideen der Ganzheitspsychologie als politisch legitimiert an, betonte die deutschen Wurzeln ganzheitlichen Denkens und stellte die Parallele zwischen dem ganzheitstheoretischen Satz „das Ganze ist vor den Teilen“ und der nationalsozialistischen Maxime „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ heraus (Sander, 1933, S.10f.). Die ganzheitliche Psychologie wurde in Einklang mit neuen Zielen der Erziehung („Hin zum Ganzen!“) gesehen, denen sich die deutsche Lehrerschaft mittlerweile zugewendet habe. Wie Fitzek und Wittmann (2003, S. 350) hervorheben, stellte Sanders Initiative, also die Implementierung seines theoretischen Ansatzes in die Thüringer Lehrerbildung, eine Ressourcenerweiterung für die Ganzheitspsychologie dar. Über die genannte Publikation ließ sich diese Maßnahme auch politisch absichern.

Die inhaltliche Umorientierung im Ausbildungsprogramm hatte nun aber auch zur Folge, dass man die Pädagogische Psychologie sensu Peters nicht mehr weiterverfolgte, und Mitarbeiter der Peters-Ära zu unerwünschten Personen wurden. Dies traf insbesondere [Hier eingeben]

Annelies Argelander, die vorher als rechte Hand von Peters einen wesentlichen Anteil am Lehrdeputat hatte. Da Sander nun die obligatorischen Praktika für Anfänger übernahm, sank ihre Hörerzahl in der Folge beträchtlich. Von Sander erfuhr sie keinerlei Unterstützung. Im Gegenteil, er führte Beschwerde gegen sie (Sander, UAJ, C753) und entzog ihr auch wichtige Aufgaben der akademischen Selbstverwaltung, die sie in der Peters-Periode wahrgenommen hatte. Daraufhin erkrankte Annelies Argelander und ließ sich ab 1934 für mehrere Semester beurlauben, bis sie 1937 auf Betreiben von Sander im Alter von 41 Jahren zunächst mit Bezügen in den Ruhestand versetzt wurde (UAJ, D43). Auf die genaueren Umstände der Entlassung wird noch einzugehen sein.

Ab dem Wintersemester 1934/35 änderte sich das Ausbildungsprofil an der Psychologischen Anstalt insofern, als nun Typologie, Charakterologie, Ausdruckskunde und Rassenpsychologie zum festen Bestandteil der Lehre wurden. In der Vorlesung zur Charakterkunde rückten sowohl Grundlagen der Ganzheitspsychologie als auch differentialpsychologische Ansätze in den Vordergrund, während die Wahrnehmungspsychologie und Methodologie verstärkt in den Praktika vermittelt wurden. In einer weiteren Basisvorlesung zur Jugendkunde wurden entwicklungspsychologische und sozialpsychologische Themen vertieft, wobei Probleme des jugendlichen Gemeinschaftslebens, wie sie etwa in den nationalsozialistischen Jugendorganisationen vorkamen, eine besondere Rolle spielten. In diesem Bereich lässt sich also eine Politisierung der Lehrinhalte erkennen (s. auch Sander, 1934, 1939).

Entwicklungen im Bereich der Forschung. Friedrich Sander setzte die produktive Forschungsphase der Peters-Ära nahtlos fort, auch wenn es nun um andere Themen ging. Dies lässt sich daran ablesen, dass zwischen 1934 und 1945 insgesamt 61 Promotionsverfahren erfolgreich abgeschlossen werden konnten, etwa 10% von Frauen verfasst (vgl. Fitzek & Wittmann, 2003, S. 355). Die Gesamtzahl der Arbeiten mag eine Unterschätzung darstellen. Sander (1972, S. 319) verweist darauf, dass in den Kriegsjahren eine Reihe von umfangreicheren Studien abgeschlossen wurden, die nicht mehr publiziert werden konnten, u.a. deshalb, weil die Materialien bei der Zerstörung des Instituts 1945 vernichtet worden waren.

Etwa ein Drittel der Dissertationen war grundlagenwissenschaftlicher Forschung zur Aktualgenese und Gestaltverfall gewidmet. Der Schwerpunkt lag auf anwendungsorientierten Arbeiten, insbesondere zu Themen der Kindes- und Jugendpsychologie als Beispiel genetischer Ganzheitspsychologie. Weiterhin wurden mehrere Arbeiten zur ganzheitspsychologischen Strukturtheorie (Typologie) der Persönlichkeit verfasst, in denen dem Gefühlserleben eine hervorgehobene Bedeutung zugeschrieben wurde. Eher politisch geprägt war schließlich ein weiterer anwendungsorientierter Schwerpunkt, der als „Psychologie der Gemeinschaft“

[Hier eingeben]

charakterisiert werden kann und im Rahmen mehrerer eher sozialpsychologisch orientierter Arbeiten thematisierte, wie sich Kinder und Jugendliche als Glieder von Gemeinschaft erleben. Dieser von Fitzek und Wittmann (2003, S. 358) als „profaschistische Sozialisationsforschung“ etikettierte Ansatz war zwar in der Wahl seiner Untersuchungseinheiten (Jungvolk, Hitlerjugend, Führertum) politisch orientiert, in seiner theoretischen Grundlegung sowie in seiner methodischen Umsetzung jedoch mehrheitlich wissenschaftlichen Standards verpflichtet (Wittmann, 2002, S. 316).

Wie schon in seiner Gießener Periode publizierte Sander auch in Jena zwischen 1933 und 1945 nur wenige Arbeiten (insgesamt zehn), von denen die Hälfte politischer Natur war und ihn als bedingungslosen Befürworter der nationalsozialistischen Bewegung erscheinen ließ (Sander, 1933, 1934, 1937a, 1939, 1943). Es fällt auf, dass das in diesen Publikationen geäußerte Bekenntnis zum nationalsozialistischen Ideentum in den von ihm betreuten Forschungsarbeiten selten umgesetzt wurde. Wie Fitzek und Wittmann (2003, S. 359) herausstellen, wurden in diesen Arbeiten faschistische Ideologie und Psychologie kaum vermengt.

Die ideologische Zurückhaltung Sanders lässt sich am Beispiel der Dissertation von Roderich Müller mit dem Titel „Untersuchung über die Beziehungen zwischen Kopfform und geistiger Leistung an 932 Knaben des 4. Schuljahrs zu Halle a.S.“ (1934) belegen, die 1932 unter der Betreuung von Wilhelm Peters begonnen worden war (vgl. Fitzek & Wittmann, S. 359ff.). Obwohl Peters in späteren Schreiben auf diese Arbeit Bezug genommen und Sander dabei im Hinblick auf seine unzureichende Betreuungsleistung vehement kritisiert hat (Peters, UAJ, D941, Bl. 62), bleibt weitgehend unklar, warum er dieses Thema überhaupt vergeben hatte. Wahrscheinlich sollte im Rahmen des gewählten Ansatzes das Klassifikationssystem des „Rassepapstes“ Hans F.K. Günther empirisch überprüft werden, der in Übereinstimmung mit nationalsozialistischem Gedankengut fünf an ihrer Kopfform erkennbare „europäische Rassegruppen“ postulierte. Die nordisch-arische Rasse war demzufolge durch „schmale Längsschädeligkeit“ und eher technisch-naturwissenschaftliche Begabung charakterisiert.

Die Übernahme der Betreuung durch Sander und (als Zweitgutachter) den genannten Günther (der 1932 auf Veranlassung des thüringischen Volksbildungsministers Frick und gegen den Willen der Universität nach Jena berufen worden war) brachte den Doktoranden Müller insofern in Schwierigkeiten, als er nun ein Kernpostulat nationalsozialistischer Ideologie, nämlich die Überlegenheit der nordischen Rasse, empirisch überprüfen und belegen sollte. Es schien schlecht für ihn, dass sich bei den Kindern aus Halle keinerlei Evidenz für das nationalsozialistische Postulat fand. Die Kinder waren eher kurzköpfig und zwischen Intelligenz und Schädelindex fand sich kein nennenswerter Zusammenhang.

[Hier eingeben]

Wie gingen die beiden Gutachter mit diesem Problem um? Beide machten weniger den unglücklichen Doktoranden, der sich redlich bemüht hatte, seine Ergebnisse doch irgendwie in Einklang mit Günthers Rassentypologie zu bringen, sondern den Amtsvorgänger Peters für die Misere verantwortlich. Sander enthielt sich dabei einer Stellungnahme zum anthropologischen Wert der Arbeit und ihrem rassenpsychologischen Inhalt. Diese Beurteilung überließ er dem Kollegen Günther (Sander, UAJ, N20, Bl. 11). Dieser sah in diesem Punkt gravierende Mängel, lastete diese allerdings weniger dem Kandidaten an als der Betreuung durch Peters, bei dem er als Nicht-Arier eine Abneigung gegen das Auffinden bestimmter Ergebnisse im Sinne von Günthers Rassentypologie unterstellte. Der Kandidat kam damit glimpflich davon: Die Dissertation wurde als „genügende“ (Sander) bzw. „hinlängliche“ Leistung (Günther) akzeptiert. Sander vermied in dieser Situation rassenpsychologischen Argumentationen, wie er auch sonst in seinen politischen Einlassungen diesen Aspekt meist nicht aufnahm. Lediglich in einer Veröffentlichung zur politischen Legitimation der Psychologie (Sander, 1937a) stellte sich dies grundlegend anders dar. Hier forderte er die Ausschaltung fremdrassischer und zersetzender Elemente, besonders des parasitischen Judentums. Als Begründung und „tiefe ethische Berechtigung“ für eine solche Maßnahme sah er „den Willen zur reinen Gestalt deutschen Wesens ebenso wie die Unfruchtbarmachung der Träger minderwertigen Erbgutes des eigenen Volkes“ (S. 642). Eine solch krasse Aussage findet sich in späteren Ausführungen zur Psychologie im Nationalsozialismus (Sander, 1939, 1943) nicht mehr. Auf mögliche Gründe für diese profaschistische Polemik wird später noch einzugehen sein.

Wissenschaftspolitische Aktivitäten und ihre Auswirkungen auf die Entwicklung des Instituts.

Wie bereits erwähnt übernahm Sander schon kurz nach seiner Berufung das Amt des Dekans der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Jena, das er von 1934 bis 1938 innehatte. Damit war er in der Fakultät von Anfang an gut vernetzt. Wissenschaftspolitisch weiterhin bedeutsam war seine Aufnahme in den Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGPs) im Jahr 1935. Schon ein Jahr später richtete er den 15. Kongress der DGPs in Jena aus, der unter dem Motto „Gefühl und Wille“ stand. Damit waren wesentliche Themen der genetischen Ganzheitspsychologie im Kongressgeschehen fest verankert. Sander zeigte in seinem Übersichtsreferat die Bedeutung des Gefühlserlebens für unterschiedliche Phasen der Aktualgenese auf und demonstrierte in diesem Zusammenhang den Primat der Gefühle gegenüber kognitiven Prozessen (Sander, 1937b; vgl. auch Sander & Volkelt, 1962, S. 137ff.). Während im Rahmen des Jenaer Kongress nicht nur eine verbandspolitische Krise abgewendet werden konnte (vgl. für eine ausführliche Darstellung Fitzek und Wittmann, 2003, S. 364ff.), verlief er auch im Sinne einer weiteren Stärkung des gestaltpsychologischen Ansatzes im [Hier eingeben]

deutschsprachigen Raum sehr erfolgreich. Allerdings dominierten in den Berichten von Journalisten über die Tagung eher spöttische Kommentare im Hinblick auf die aus ihrer Sicht wirklichkeitsfernen Referate zur Erforschung des Gefühls. Den gesellschaftlichen Erwartungen an die akademische Psychologie schienen die Vortragsinhalte nicht zu genügen.

Sander selbst dürfte die Tagungsorganisation und ihre inhaltliche Gestaltung zusammen mit seiner politischen und wissenschaftsorganisatorischen Präsenz jedoch einen weiteren Prestigegewinn innerhalb der akademischen Psychologenschaft eingebracht haben (Fitzek & Wittmann, 2003, S. 369). Diese Verdienste wie auch seine Erfolge beim Umbau der Psychologischen Anstalt haben wohl dazu geführt, dass er 1938 einen Ruf auf die Nachfolge von Felix Krueger in Leipzig erhielt, nur ein Jahr später dann einen Ruf nach Berlin auf die Köhler-Nachfolge (Sein Schriftenverzeichnis dürfte in beiden Fällen keine Rolle gespielt haben.). Beide Rufe lehnte Sander aus persönlichen Gründen ab (vgl. Sander, 1972, S. 332). Sein Hinweis darauf, dass sein Verbleiben in Jena hauptsächlich damit zusammenhänge, dass er sich der „geistigen Tradition von Jena und Weimar zutiefst verpflichtet fühle“ (Sander, UAJ, C753), stieß bei Ministerium, Universität und Fördervereinen auf sehr positive Resonanz. Im Rahmen von Nachverhandlungen in Jena erreichte Sander beträchtliche Steigerungen des Institutsetats und auch die räumliche und technische Einrichtung des Instituts konnte erheblich verbessert werden. Als Konsequenz der erfolgreichen Bleibeverhandlungen erhielt die psychologische Anstalt in diesem Zeitraum auch substantielle finanzielle Förderung durch die Carl-Zeiß-Stiftung, die Sander zum Ausbau der anwendungsorientierten Forschung nutzen wollte. Aufgrund der vielfältigen Unterstützungsmaßnahmen erlebte das Institut nach der Endphase der Peters-Ära unter der Leitung von Sander eine zweite Blütezeit und entwickelte sich zu einer ausgewiesenen Lehr- und Forschungsstätten im deutschsprachigen Raum.

Auch wissenschaftspolitisch blieb Sander weiterhin einflussreich. Er wirkte bis zum Kriegsende im Vorstand der DGPs mit und war in diesem Rahmen auch zusammen mit dem Vorsitzenden Oswald Kroh im Rahmen einer Kommission aktiv, die sich neben Vertretern der DGPs auch aus solchen der Wehrmichtspsychologie, der Arbeitspsychologie, der Psychotherapie und der Lehrerbildung zusammensetzte und mit der Ausarbeitung einer Diplomprüfungsordnung für Psychologen beschäftigte (vgl. Geuter, 1988). Diese Prüfungsordnung wurde vom Reichminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung erlassen und trat 1941 in Kraft. Sie implizierte die staatliche Anerkennung des Psychologenberufs und führte das Diplom anstelle der Promotion als regulären Studienabschluss ein. In diese Phase fällt auch die Aufnahme Sanders als Mitglied der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina (zusammen mit Kroh) im Jahr 1940.

[Hier eingeben]

Die Blütezeit des Jenaer Instituts war allerdings nur von kurzer Dauer, da mit Beginn des Krieges die Studentenzahlen sanken und mehrere Mitarbeiter einberufen wurden. Auch Udo Undeutsch, der 1940 eingestellt und damit letzte Assistent von Sander, musste ab 1941 als Heerespsychologe und danach in einem Lazarett für Hirnverletzte arbeiten, obwohl er offiziell weiterhin als Assistent bei Sander tätig war (vgl. Undeutsch, 1992, S. 406f.). Aus dem Lebenslauf von Sander erfahren wir, dass die Psychologische Anstalt am Freitag, dem 9. Februar 1945, durch einen Bombenvolltreffer total zerstört wurde. Sander war an diesem Tag im Institut anwesend und überlebte, weil seine 14-jährige Tochter Ingeborg zu Besuch war und in den Keller geschickt wurde. Er begleitete sie nur deshalb, weil sie alleine Angst hatte. Durch diese Angst rettete sie ihm damit das Leben (persönliche Mitteilung von Ingeborg Hasse-Sander an Armin Stock am 02.04.2012). Die Mitarbeiter des Instituts setzten ungeachtet des Luftalarms ihre Arbeiten fort, da Jena bis dahin von Luftangriffen nicht groß betroffen war. Fünfzehn Mitarbeiter kamen bei diesem Bombenangriff tragisch ums Leben (vgl. auch Sander, 1972, S. 319).

Wenig bekannt ist auch eine Episode aus dem Jahr 1944, in dem Sander an „Ringvorlesungen“ im KZ Buchenwald für aus Norwegen verschleppte Studenten teilgenommen hatte (Hossfeld, 2003 und Harten et al., 2006). Neben Sander, der den Berichten der Teilnehmenden zufolge über Gestalt- und Denkpsychologie referierte, war auch Prof. Peter Petersen unter den Vortragenden dieser zweifelhaften Vorlesungen. Bestätigt wurde das auch von Sanders Tochter, die aber betonte, dass ihr Vater dort nur Psychologie und keine Ideologie unterrichtet habe und er dies in dem Bewusstsein tat, den norwegischen Studenten so etwas Gutes zu tun.

Nach Kriegsende blieb Sander noch einige Monate im Amt, wurde dann aber am 15. Dezember aus dem Hochschuldienst entlassen.

Erste Eingliederungsversuche nach dem Krieg (1945-1953)

Sander (1972) spart die Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg aus seiner Selbstdarstellung weitgehend aus. Wir erfahren lediglich, dass ihm diese Zeit „durch äußere Umstände auferlegter Muße“ Gelegenheit dazu gab, sich intensiv mit Goethe zu beschäftigen (S. 329). In seinem Lebenslauf gibt er an, sich schon im Januar 1946 unter den ersten fünf Rehabilitierten befunden zu haben und dass seine Wiedereinsetzung auf dem Lehrstuhl in Jena durch die sowjetische Zentralregierung genehmigt wurde. Belegt wird dies durch einen persönlichen Brief des Dekans Petersen, der ihm am 9. Januar 1946 schrieb: „...*dass in der heutigen Senatssitzung uns mitgeteilt wurde Sie gehörten zu den fünf zuerst Rehabilitierten!* [Hier eingeben]

[...] *Wir haben Sn. Magnifizienz berechtigt, umgehend in Weimar zu klären, daß Sie auch bereits in dem kommenden Jahre Ihre Tätigkeit wieder in allem Umfange aufnehmen können*“ (AWZ NL Sander 2,6). In seinem Lebenslauf von 1972 weist Sander rückblickend in diesem Zusammenhang allerdings auch darauf hin, dass das Ministerium hier andere Pläne hatte und den Lehrstuhl für Wilhelm Peters freihalten wollte. Die im UAJ gelagerten Dokumente lassen Zweifel daran aufkommen, dass Sander schon Anfang 1946 als rehabilitiert galt. So sah sich die Entnazifizierungskommission noch im November 1947 nicht dazu in der Lage, über die Wiederverwendung von Friedrich Sander zu entscheiden, wie aus ihrem Schreiben an die Kuratelverwaltung der Universität Jena hervorgeht (UAJ, Bestand D, Nr. 941, Bl. 59).

Vorausgegangen war ein Schreiben des Dekans Peter Petersen vom 30. Juni 1947 an das Ministerium für Volksbildung, in dem beantragt wurde, Sander wieder die Leitung des Psychologischen Instituts zu übertragen und ihm einen Forschungsauftrag zu erteilen. Begründet wurde dies mit politischen Schwierigkeiten und Zweifeln daran, dass Peters wieder auf seinen Lehrstuhl in Jena zurückkehren würde, weiterhin aber auch damit, dass die kommissarische Leiterin Dr. Jucknat mit Verwaltungsaufgaben überlastet sei und nicht dazu komme, ihre Arbeit an der Habilitation voranzutreiben (UAJ, Bestand D, Nr. 941, Bl. 57). Wie oben erwähnt lag das Einreisevisum für Peters im Sommer 1947 tatsächlich noch nicht vor (Es traf im März 1948 ein.). Interessant scheint aber in jedem Fall, dass die Fakultät schon einen Alternativplan mit Sander verfolgte, obwohl sich das Ministerium zu diesem Zeitpunkt noch intensiv für die Rückkehr von Peters einsetzte.

Dem Antrag der Fakultät war kein Erfolg beschieden. Dies könnte damit zusammenhängen, dass Peters vom Ministerium für Volksbildung wohl dazu aufgefordert wurde, hierzu Stellung zu nehmen. In seinem Schreiben an das Ministerium vom Dezember 1947 ließ er keinen Zweifel daran, dass er Sander nicht als Mitläufer, sondern als aktiven Nationalsozialisten einstufte, was er mit mehreren Beispielen belegte (UAJ, Bestand D, Nr. 941, Bl. 60).

Im Sommer 1948 unternahm Sander einen zweiten Versuch und beantragte beim Ministerium die Erteilung eines Forschungsauftrags am Psychologischen Institut, um seine Untersuchungen zum Gestaltzerfall fortführen zu können. In einem Begleitschreiben zu diesem Antrag verwies die Kuratelverwaltung der Universität Jena darauf, dass Sander als politisch stark belastet gelte und insofern eine Überprüfung durch das Ministerium des Inneren darüber entscheiden sollte, ob Sander seine frühere Tätigkeit zumindest teilweise wiederaufnehmen kann (UAJ, Bestand D, Nr. 941, Bl. 67). Auch wenn aus dem Lebenslauf von Sander entnommen werden kann, dass ihm das Thüringer Ministerium für Volksbildung diesen Forschungsauftrag noch 1948 erteilte, lässt die aufgeführte Korrespondenz darauf schließen,

[Hier eingeben]

dass Sander bis 1948 von den zuständigen Behörden als politisch belastet eingestuft wurde. Von frühzeitiger, vollständiger Rehabilitation kann keine Rede sein.

Welche Rolle spielte die 1945 zur kommissarischen Institutsleiterin ernannte Dr. Margarete Jucknat in diesem Zusammenhang? Aus der im AWZ aufbewahrten Korrespondenz geht hervor, dass sie sich zunächst Unterstützung durch Sander erbat, sich dann aber zusehends von ihm distanzierte und sich später eher gegen ihn wandte, was er selbst nur schwer verstehen konnte. Sander wusste nicht, dass Jucknat schon seit 1946 auch brieflichen Kontakt mit Peters hatte, der sie nicht nur über seine Rückkehrpläne auf den Lehrstuhl in Jena informierte (s.o.), sondern ihr auch seine negative Einschätzung zu Sander („Vollnazi“) weitergab (UAJ, Bestand D, Nr. 941, Bl. 63 u. 64). Nachdem Sander Jucknat gegenüber wohl erwähnt hatte, dass er alles dafür getan habe, um Annelies Argelander in Jena zu halten, kam es zu einem brieflichen Austausch zwischen Jucknat und Argelander, in dem letztere im Februar 1948 klarstellte, dass das Gegenteil der Fall gewesen war (UAJ, Bestand D, Nr. 941, Bl. 66). All dies kann die zunehmende Distanzierung Jucknats Sander gegenüber gut erklären.

Nach der Absage von Peters wurde Jucknat 1949 zur Professorin mit Lehrauftrag an die Psychologische Anstalt bestellt. Nachdem ein „ungewöhnlicher Versuch“ (Dumont, 2003, S. 403) der Universität Jena, Friedrich Sander 1950 wieder nach Jena zu berufen, erfolglos geblieben war, wurde Jucknat im Dezember 1952 zur Direktorin ernannt. Dies blieb sie allerdings nicht lange. Nach einem Konflikt mit ihren Assistenten wurde 1953 ein Disziplinarverfahren gegen sie eingeleitet, was nur wenige Tage später zu ihrer Beurlaubung führte. Ein Jahr später erfolgte die „Zwangsemeritierung“ im Alter von 50 Jahren, nachdem Margarete Jucknat kurz zuvor um ihre Beurlaubung aus gesundheitlichen Gründen gebeten hatte (vgl. Dumont, 2003; Wolfradt & Lück, 2015). Damit war aber auch die Ära der Psychologischen Anstalt in Jena beendet. In den nächsten fünf Jahren wurde sie zu einer „Abteilung Psychologie“ innerhalb des Instituts für Pädagogik herabgestuft, bevor dann Friedhart Klix im Jahr 1960 von der Abteilung Wissenschaften des ZK der SED mit der Leitung der Abteilung Psychologie in Jena betraut wurde, um dort ein neues Institut zu gründen und ein weiteres Zentrum einer marxistischen Psychologie zu schaffen (Dumont, 2003, S. 405).

Wie ging es nun mit Friedrich Sander weiter? Den erwähnten Forschungsauftrag beendete er wohl schon nach einem Jahr, um ab Oktober 1949 für zwei Jahre als a.o. Professor an der neu gegründeten Brandenburgischen Landeshochschule in Potsdam zu arbeiten und ein psychologisches Institut aufzubauen. Die Zeit in Potsdam gestaltete sich schwierig, da der „bürgerliche“ Professor Sander sich zunehmend der Kritik der SED aussetzte. Wie Sander in

seiner Selbstdarstellung (1972, S. 330) ausdrücklich erwähnt, siedelte er 1951 im Einvernehmen mit der DDR-Regierung nach Westberlin über. An den Berliner Universitäten nahm er in den folgenden Jahren Lehraufträge wahr. Aus seiner Selbstdarstellung (1972, S. 330) erfahren wir weiterhin, dass Sander von 1952 bis 1954 „Unterkunft“ (nicht weiter spezifiziert) in dem von Hermann Muckermann geleiteten „Institut für natur- und geisteswissenschaftliche Anthropologie“ (vormals Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie) fand.

Die Bonner Zeit (1954-1960)

Ab dieser Periode kann wieder von einer positiven Entwicklung gesprochen werden. Zwar kam Sander 1952 im Berufungsverfahren um die Nachfolge von Johannes von Allesch trotz Erreichen des ersten Listenplatzes nicht zum Zug, weil er mit 62 Jahren die Altersgrenze überschritten hatte, doch wurde er schon ein Jahr später wieder als zweiter Vorsitzender in den Vorstand der DGPs aufgenommen. Kurz darauf bot sich ihm die Möglichkeit, einen Lehrstuhl am Psychologischen Institut der Universität Bonn zu besetzen. Dort war nach der Emeritierung Rothackers die Trennung der philosophischen und psychologischen Lehrstühle vollzogen worden und es sollte möglichst bald ein neuer psychologischer Lehrstuhl eingerichtet werden (Rothackers Lehrstuhl ging in die Philosophie). Da man in der Fakultät damit rechnete, dass die Genehmigung eines neuen Lehrstuhls erfahrungsgemäß Zeit braucht, folgte man einer Anregung von Thomae, bis dahin die Vertretung der Psychologie übergangsweise durch eine „künftig wegfallende“ Professur (also eine Professur mit kw-Vermerk) zu gewährleisten (s. Stöwer, Rietz & Rudinger, 1996, S. 73ff.). Friedrich Sander wurde deshalb als geeigneter Kandidat für diese Professur angesehen, weil er 1954 schon 65 Jahre alt und damit nur drei Jahre von der damaligen Pensionsgrenze entfernt war. Da die neue Professur (mit kw-Vermerk) aus haushaltstechnischen Gründen 1954 noch nicht eingerichtet werden konnte, fungierte Sander zunächst als Gastprofessor, bis er dann 1955 auf den ordentlichen Lehrstuhl berufen und zum Beamten auf Lebenszeit ernannt wurde (Rudinger, Stöwer & Schlöder, 2020, S. 78; Stöwer et al., 1996, S. 75). Die Lehrsituation erwies sich als schwierig, da die meisten der durch die Diplom-Prüfungsordnung geforderten Inhaltsbereiche durch Lehraufträge abgedeckt werden mussten. Sander gelang es erst 1957, mit Carl-Friedrich Graumann einen wissenschaftlichen Assistenten einzustellen (Stöwer et al., 1996, S. 75). Trotz ständiger Personalknappheit funktionierte der Lehrbetrieb, was der Nachfolger Hans Thomae (1994) mit den wissenschaftlichen und didaktischen Qualitäten von Sander in Zusammenhang brachte und die Sander-Periode in Bonn als besonders fruchtbare Phase charakterisierte (vgl. auch Fitzek & Wittmann, 2003, S. 375).

Im Jahr seiner Berufung nach Bonn (1955) wurde Sander als Nachfolger von Philipp Lersch Präsident der DGPs und richtete in dieser Funktion 1957 auch den 21. Kongress dieser wissenschaftlichen Fachgesellschaft in Bonn aus. Auch auf dieser Tagung hielt Sander einen vielbeachteten Vortrag, der von Fitzek und Wittmann (2003, S. 381f.) als eine Art psychologisches Testament eingestuft und in seinem Inhalt genauer beschrieben wird. Sanders Vortrag kann als Bericht über die Lage der Psychologie im Großen und Ganzen angesehen werden, der sich schwerpunktmäßig mit „dem Menschenbild in der neueren Psychologie“ beschäftigte (vgl. Sander & Volkelt, 1967, S. 369ff.). Sander stellte zunächst die Problematik der klassischen Assoziationspsychologie sensu Ebbinghaus und Müller heraus, die Einzelelemente verknüpft statt das Bild des Menschen als eines gestaltenden Wesens in den Blick zu nehmen. Ähnliche Defizite sieht er auch im Menschenbild des amerikanischen Behaviorismus, der durch Publikationen von Peter Hofstetter (z.B. Hofstetter, 1957; vgl. auch Métraux, 1985) ab Mitte der fünfziger Jahre auch in Deutschland bekannter wurde. Das behavioristische Tiermodell scheint Sander wenig dazu geeignet, menschliches Erleben und Verhalten angemessen abzubilden. Auch methodische Neuerungen wie etwa die Faktorenanalyse basieren auf reduktionistischen Grundannahmen, etwa zur Faktorenstruktur der Persönlichkeit, die qualitative Unterschiede in der Gesamtpersönlichkeit außer Acht lassen. Diese neueren Ansätze kontrastiert Sander in einem zweiten Schritt mit den Annahmen der genetischen Ganzheitspsychologie, die er als weitere Hauptströmung der neueren Psychologie einordnet und die im Unterschied zu den genannten elementaristischen Grundkonzeptionen eine umfassende Strukturtheorie und Lehre vom „personalen Sein“ anbietet. Diese Strukturtheorie wird im zweiten Teil des Vortrags im Detail präsentiert. Im Hinblick auf den sich anbahnenden Methodenstreit innerhalb der deutschen Psychologie spricht sich Sander also gegen die Übernahme eher problematischer auswärtiger Elemente und für die gute deutsche Tradition der Ganzheitspsychologie aus (vgl. auch Fitzek & Wittmann, 2003, S. 383).

Die erfolgreiche Organisation des nationalen Psychologen-Kongresses prädestinierte Sanders dazu, auch als Gastgeber des 16. Internationalen Kongresses für Psychologie zu fungieren, der im August 1960 in Bonn stattfand. Die Organisation und Leitung dieses Kongresses könnte durchaus als Krönung der wissenschaftlichen/wissenschaftspolitischen Laufbahn des 70-jährigen Sanders angesehen werden, was seine Vorstandskollegen auch dazu veranlasste, sich beim nordrhein-westfälischen Kultusminister für die Verleihung eines Ordens an Sander einzusetzen (vgl. Fitzek & Wittmann, 2003, S. 377). Das Ministerium bewilligte das „Große Verdienstkreuz“ der Bundesrepublik Deutschland schon im Februar 1960 und sandte Urkunde und Orden zunächst an den Rektor der Bonner Universität. Dieser schickte das

[Hier eingeben]

Ehrenzeichen jedoch schon einen Monat später an das Ministerium mit der Begründung zurück, dass Sander die Annahme „aus persönlichen Gründen“ ablehne (Stöwer et al., 1996, S. 76).

Was war in der Zwischenzeit geschehen? Sander wurde im Februar 1960 von seiner Nazi-Vergangenheit eingeholt. Wilhelm Peters hatte sich Ende dieses Monats in einem Schreiben an Albert Wellek, den Schriftführer der DGPs, über eine „kleine Affäre Sander in Bonn“ ausgelassen (Sander, PA 7704). Wenig später informierte Peters auch den Rektor der Bonner Universität über Aktivitäten Sanders während der NS-Zeit (Sander, PA, o. Z. vgl. auch Stöwer et al., 1996, S.76). Kopien dieses Briefs schickte Peters weiterhin auch an andere Kollegen (Lück, 2004, S. 38). In diese Zeit fällt auch eine Publikation von Ferdinand Merz (1960), in der indirekt Bezug auf Sanders problematischen Zeitschriftenartikel von 1937 genommen und damit eine Fährte gelegt wurde (Fitzek & Wittmann, 2003, S. 385). Wellek informierte mit Schreiben vom 12. März 1960 führende Vertreter der internationalen Psychologengemeinschaft (den Generalsekretär Prof. Otto Klineberg und den Präsidenten Prof. Albert Michotte) über die Angriffe von Peters und Merz auf Sander, wobei er versuchte, deren Bedeutung weitgehend herunterzuspielen (AWZ, NL Sander, 2,2). Er berichtete in diesem Zusammenhang auch über Kontroversen im Vorstand der DGPs und Schwierigkeiten im Hinblick auf die Benennung eines neuen Kongresspräsidenten (vgl. auch Lück, 2004). Sander, der im Übrigen zu diesem Zeitpunkt ernsthaft erkrankt war, schien nun auch für die meisten Vorstandsmitglieder dafür nicht mehr in Frage zu kommen. Wellek bat Albert Michotte weiterhin darum, sich nicht in Vorstandsangelegenheiten der DGPs einzumischen und keine Bedenken zu erheben, wenn der 1959 als DGPs-Vorsitzender wiedergewählte Sander in diesem Amt belassen würde.

Letztendlich nutzte diese Initiative Welleks ebenso wenig wie sein recht emotionaler und wenig sachlicher Versuch, den Angriff von Merz auf Sander öffentlich zurückzuweisen (Wellek, 1960). Thomae, der zum 1. März 1960 auf den endlich verfügbaren neuen Bonner Lehrstuhl für Psychologie berufen worden war, hatte Sander schon frühzeitig über die schwerwiegenden Attacken von Peters und Merz informiert. Ihn traf nun kurz nach seiner Berufung die schwierige Aufgabe, das Scheitern des internationalen Psychologie-Kongresses zu verhindern. Thomae berief im März 1960 mehrere Krisensitzungen der deutschen Psychologieprofessoren ein. Während einige Kollegen offenbar den Kongress ganz absagen wollten, traten andere (etwa Bondy) aus dem Organisationskomitee aus. Wieder andere (so etwa Rohracher) vertraten die damals weit verbreitete Meinung, man solle Sander das Vertrauen schenken, denn Verfehlungen der NS-Zeit seien doch verjährt (vgl. Lück, 2004). Gottschaldt überredete Sander Anfang März dazu, von seinen Ämtern zurückzutreten, was dieser auch

[Hier eingeben]

wenige Tage später widerstrebend tat. Nach einigem Hin und Her erklärte sich Wolfgang Metzger (Münster) zur Übernahme der Kongress-Präsidentschaft bereit. Die Kongressorganisation übernahm Hans Thomae mit seinen Mitarbeitern. Ehrenpräsident wurde Karl Bühler.

Thomae berichtete später in seiner Selbstdarstellung (Thomae, 1979), dass er von Bonner Kollegen mit dem Vorwurf konfrontiert wurde, Urheber der Kampagne gegen Sander gewesen zu sein, wogegen er sich wehren musste. Die Vermutungen der Bonner Kollegen beruhten seiner Meinung nach darauf, dass sein Erlanger Assistent Reinhold Bergler, der von 1954 bis 1957 am Würzburger Institut als Assistent von Arnold gearbeitet hatte, ebenso wie Ferdinand Merz, Klaus Foppa, Joachim Kornadt und Erwin Roth von dem Würzburger Emeritus Peters über Sanders Nazi-Vergangenheit informiert wurde und an der besagten Kampagne gegen Sander wesentlich beteiligt war (Thomae, 1979, 1994). In der Tat hatte sich Bergler zusammen mit dem Erlanger Kollegen Haupt mit Schreiben vom 14. März an alle Psychologie-Professoren in der Bundesrepublik gewandt, wobei sie gegen Sander als Kongress-Präsidenten, als Vorsitzenden der DGPs und als Träger eines Bundesverdienstkreuzes votierten. Dem Schreiben waren eindeutige Zitate aus dem Artikel Sanders von 1937 beigelegt. Offenbar war den Verfassern des Schreibens zu diesem Zeitpunkt noch nicht bekannt, dass Sander bereits von beiden Ämtern zurückgetreten war und auch das Bundesverdienstkreuz nicht angenommen hatte (Lück, 2004, S. 39).

Zum Vorsitzenden der DGPs wurde noch im März Hubert Rohrer gewählt. Vorausgegangen war die Rücktrittserklärung von Sander. Lück (2004, S. 39) bezog sich hier auf eine Zusammenkunft von zwölf Universitätsprofessoren am 16. März in Bonn, in deren Rahmen Gottschaldt von Sanders Entscheidung berichtete, den Vorsitz niederzulegen. Es sei allerdings angemerkt, dass Sander selbst die Ereignisse in einer 1961 vor einer außerordentlichen Mitgliederversammlung der DGPs in Frankfurt vorgetragenen „Erklärung“ (AWZ, NL Sander, 2/2) etwas anders darstellte. Er bestätigte zwar seinen Rücktrittsbeschluss vorwiegend aus gesundheitlichen Gründen am 10. März, dem ein „dramatisches Vorspiel“ in seiner Wohnung vorausgegangen war, erwähnte in diesem Zusammenhang aber auch ein Rundschreiben vom 5. April 1960, in dem er seinen Entschluss zur Niederlegung des Vorsitzes bestätigte, zunächst während der Dauer seiner Erkrankung. Erst mit Schreiben vom 11. November 1960 habe er seinem Nachfolger im Amt Hubert Rohrer Mitteilung von seinem endgültigen Rücktritt gemacht und dies damit begründet, seine wiedergewonnene Gesundheit nicht wieder aufs Spiel setzen und die Fachgesellschaft vor neuerlichen Spannungen verschonen zu wollen.

Da Sander im März 1960 nicht nur diese beiden wichtigen Ämter eingebüßt, sondern auch seine Funktion als Direktor des Bonner Instituts verloren hatte, war binnen sehr kurzer Zeit aus einer Leitfigur der deutschen Psychologie wieder ein Privatgelehrter geworden, eine Entwicklung, die er nach Aussagen seiner Tochter Ingeborg nur schwer verkraften konnte (Fitzek & Wittmann, 2003, S. 377). Ein Schreiben von Sander an seinen Verleger Klemm im Zusammenhang mit dem zusammen mit Hans Volkelt erstellten und fast fertigen Buch, verfasst am 20. August 1960 (also kurz nach dem Internationalen Kongress), zeigt auf, dass er Rechtfertigungsdruck spürte, was seinen Rückzug vom Kongress anbelangt. Er verweist auf eine Aktion, „...die mit 99% Wahrscheinlichkeit auf meinen jüdischen Amtsvorgänger in Jena, Peters (alias Perles) zurückgeht, der mit ebenso hoher Wahrscheinlichkeit vom Osten her inspiriert worden ist, zu dem er nachweislich Beziehungen hat...“ (AWZ, Nl. Sander 2, 2). Es gab in der Tat auch in der DDR ähnliche Aktivitäten, die jedoch mit der Arbeit von Merz (1960) nichts zu tun hatten. So wurde 1960 in Ostberlin ein anonymes Aufsatz in der FDJ-Zeitschrift „forum“ zur Situation in der westdeutschen Psychologie veröffentlicht, in dem die Nähe der Ganzheitspsychologen zum Nationalsozialismus kritisiert wurde. Nach Erinnerungen des Mitautors Hans-Dieter Schmidt ging der Anstoß zu diesem Aufsatz von der Abteilung Wissenschaft des ZK der SED aus (vgl. Lück, 2004, S. 37).

Trotz dieses Rückschlags blieb Sander weiterhin in der Lehre aktiv und forschte auch zu aktualgenetischen Themen. Die Würdigung dieser späten Forschungsarbeiten (immerhin fünf Publikationen in den sechziger Jahren) durch seinen Schüler Wilhelm Salber (1969) hat ihm wohl gutgetan (Sander, 1972).

Fitzek und Wittmann (2003), sowie Wittmann, (2002) beschäftigten sich eingehend mit der Frage, warum und wie es Sander nach Zwangspause und längerer Durststrecke in den fünfziger Jahren wieder gelingen konnte, in solch renommierte Positionen zu gelangen, und warum seine Demission so schnell erfolgte. Die Antwort auf die erste Frage ergibt sich, wenn man sich den Wiederaufbau der akademischen Psychologie nach dem Zweiten Weltkrieg anschaut (vgl. Mattes, 1985, S. 204ff.). Als Lehrstuhlinhaber wurden in der Regel diejenigen Professoren wiederernannt, die diese Positionen schon vor 1945 eingenommen hatten und Sander gut vertraut waren. Von den 15 Vorkriegs-Ordinarien waren 1955 noch zwölf im Amt, die überwiegende Mehrzahl davon Ganzheitspsychologen, Gestaltpsychologen und Charakterologen (Mattes, 1985, S. 205). Wie die im AWZ gesammelte Korrespondenz verdeutlicht, hatte Sander mit den meisten Kollegen auch im Anschluss an das Kriegsende regen brieflichen Kontakt. Das in den dreißiger Jahren aufgebaute soziale Netzwerk funktionierte also weiterhin. Dies kann auch den raschen Aufstieg Sanders innerhalb der DGPs erklären. So kamen die für

[Hier eingeben]

seine Wahl in den Vorstand abgegebenen Stimmen vermutlich von Sanders ehemaligen Vorstandskollegen Kroh und Lersch, von dem Krueger-Schüler Wellek sowie von Sanders eigenem Schüler Undeutsch (Fitzek & Wittmann, 2003, S. 381).

Als ein Beispiel für die beeindruckende Kontinuität zwischen den dreißiger und fünfziger Jahren und die geringe Bedeutung früherer (faschistischer) politischer Überzeugungen für das berufliche Fortkommen nach dem Kriege kann die Tatsache gelten, dass der schon auf dem Psychologen-Kongress 1933 in Leipzig als Sächsischer Minister für Volksbildung aufgetretene Dr. Wilhelm Harnacke auch 1951 auf dem Marburger DGPs-Kongress einen Vortrag (über Geist und Gewissen) hielt. Seine 1933 erfolgte Lobpreisung auf Hitler als „großen Psychologen aus innerer Schau heraus“ und die ernsthafte Ermahnung an die Kongressteilnehmer, sich bei der Entwicklung ihrer Theorien künftig an nationalsozialistischem Gedankengut auszurichten, hatte für ihn keine negativen Folgen (Lück, 2004, S.36; Traxel, 2004, S. 24).

Was die Frage nach Gründen für die schnelle Demission Sanders im Frühjahr 1960 angeht, so spielt hier sicherlich eine bedeutsame Rolle, dass den Kollegen zwar seine Parteizugehörigkeit im Nazi-Regime bekannt war, nicht aber der Inhalt seines 1937 publizierten Artikels zum Thema „Deutsche Psychologie und nationalsozialistische Weltanschauung“. Entgleisungen wie etwa die Aussage, dass die „Ausschaltung des parasitisch wuchernden Judentums“ ihm ethisch absolut berechtigt erscheint, wirkten selbst auf Sander (1961) aus der Sicht der sechziger Jahre sehr belastend. Während die frühere Parteizugehörigkeit alleine wohl keinen zwingenden Grund für einen Rücktritt als Kongresspräsident dargestellt hätte, konnten die extrem antisemitischen Inhalte seines Artikels auch lange Zeit nach ihrer Veröffentlichung nicht als verjährt gelten. Ihre Verbreitung kurz vor dem für die deutsche Psychologie wichtigen internationalen Fachkongress musste schnelle personelle Konsequenzen haben. Für die nachrückende Wissenschaftlergeneration um Bergler und Merz bot sich damit die Gelegenheit, mit dem Vorstand der DGPs abzurechnen und die langjährige Dominanz der „Leipziger“ zu beenden. Merz wies in seiner Selbstdarstellung (1992, S. 191) darauf hin, dass die nachwachsende Wissenschaftlergeneration mit der Zusammensetzung des DGPs-Vorstands in den fünfziger Jahren sehr unzufrieden war und über die Gründung einer alternativen Fachgesellschaft (fast ausschließlich ohne Ordinarien) nachdachten. Die dauerhafte Etablierung der Tagung für experimentelle Psychologie (erstmalig 1959 von Heinrich Düker in Marburg organisiert) und die damit implizierte Abkehr von der geisteswissenschaftlichen Psychologie machte einen solchen Schritt überflüssig.

Es bleibt die Frage, warum Sander 1937 einen solchen Artikel verfasste. Obwohl er ja ab 1934 mehrere politisch motivierte Arbeiten veröffentlicht hatte, fiel nur diese eine aus dem üblichen Rahmen. Die späteren politischen Einlassungen enthalten keine faschistoiden Äußerungen mehr. Udo Undeutsch nahm in einem von Fitzek und Salber 1998 durchgeführten Interview dazu Stellung und befand, dass er sich diese Äußerungen seines Lehrers nicht erklären konnte: „Ich weiß nicht, warum er’s gemacht hat“ (vgl. Fitzek & Wittmann, 2003, S. 372). Sanders Tochter äußerte sich Armin Stock gegenüber, dass ihr Vater von Kollegen zu einem solchen Artikel gedrängt wurde, da er sich bisher diesbezüglich zu sehr zurückgehalten habe. Als der Beitrag dann erschien, habe er wiederum Kritik erhalten, dass er es nun übertrieben hätte (persönliche Mitteilung Ingeborg Hasse-Sander 2.4.2012).

Die im AWZ gesammelten und nach 1945 verfassten zahlreichen Unterstützerbriefe, viele davon von jüdischen Mitbürgern, lassen erhebliche Zweifel daran aufkommen, dass Sander ein überzeugter Antisemit war. Während seiner Zeit als Dekan in Jena hatte er sich auch mehrfach für philosemitische Kollegen eingesetzt. Warum dann diese Publikation?

Nach Fitzek und Wittmann (2003, S. 373) spricht einiges dafür, dass Sander den 1937 publizierten Artikel in seiner Funktion als Vorstandsmitglied der DGPs als strategisches Mittel eingesetzt hat, um befürchteten Schaden von der wissenschaftlichen Psychologie abzuwenden. Die Pressereaktionen auf den von ihm 1937 organisierten Psychologenkongress waren wenig positiv (s.o.) und das Verhältnis der akademischen Psychologie zum Nationalsozialismus schien ungeklärt. Sander setzte nun seine wissenschaftliche Autorität in einer Zeitschrift des NS-Dozentenbundes ein, um durch den Rückgriff auf nationalsozialistische Polemik mögliche Zweifel an der politischen Zuverlässigkeit der wissenschaftlichen Psychologie zu zerstreuen. Diese Interpretation des Sachverhalts wird auch von Sander (1961) in seiner „Erklärung“ bestätigt. Seine Einschätzung der Lage der Psychologie gab 1937 Anlass zur Sorge, da die Gefahr bestand, dass das Fach an den deutschen Hochschulen „kassiert“ werden würde. In dieser problematischen Situation habe er, Sander, versucht, „die Angriffe gegen die Psychologie als einer Feindin der Parteidoktrin zu entkräften“ (S. 3). Schon ein Jahr später hätte er einen solchen Artikel angesichts der ihm nun bekannt gewordenen Gräueltaten des Nazi-Regimes nicht mehr verfasst.

Auch für Sander gilt im Hinblick auf die am Anfang gestellte Frage, welchen Einfluss politische Ereignisse auf seinen wissenschaftlichen Werdegang nahmen, dass dieser Einfluss beträchtlich war. Eine Parallele zu Peters kann darin gesehen werden, dass er im mittleren Lebensalter, mit 53 Jahren noch weit vom Emeritierungsalter entfernt, den Lehrstuhl in Jena aufgeben musste (Peters war ein Jahr jünger, als es bei ihm dazu kam). Eine weitere Parallele

[Hier eingeben]

besteht wohl darin, dass beide in Jena sehr konstruktiv und erfolgreich gewirkt hatten und sich die Psychologische Anstalt in voller Blüte befand, als sie sie verlassen mussten. In beiden Fällen spielte das Nazi-Regime eine wichtige Rolle, das für Peters das Ende des beruflichen Höhenflugs und eine Wende zum Schlechteren bedeutete, während es für Sander den Startpunkt für eine positive berufliche Entwicklung darstellte. Unterschiede in der weiteren Entwicklung zwischen Peters und Sander können darin gesehen werden, dass der berufliche Bedeutungsverlust bei Peters weitere 20 Jahre bis zur Emeritierung in Istanbul andauerte, während Sanders etwa zehn Jahre nach dem beruflichen Abstieg für immerhin fünf Jahre wieder in prominente wissenschaftspolitische und akademische Ämter zurückkehrte. Ihn holte erst ganz zum Schluss seine politische Vergangenheit ein, was im Wesentlichen auf Aktivitäten von Peters zurückzuführen war.

Der Werdegang von Annelies Argelander

Es wurde eingangs schon darauf hingewiesen, dass die berufliche Laufbahn von Annelies Argelander zumindest in ihrer Anfangsphase von Wilhelm Peters und Friedrich Sander beeinflusst wurde. Darauf deutete erst einmal wenig hin, da sie erst relativ spät zur Psychologie kam. Annelies Argelander wurde 1896 in Weißenburg/Elsass als Tochter des Majors Wilhelm Argelander und seiner Frau Luise geboren. Sie besuchte zunächst weiterführende Schulen in Weißenburg und Straßburg, sah sich nach dem frühen Tod des Vaters (1914) vor allem aus wirtschaftlichen Gründen dazu veranlasst, vom Straßburger Gymnasium abzugehen und sich privat auf das Abitur vorzubereiten. Dieses legte sie (als preußische Staatsangehörige) 1915 extern am humanistischen Gymnasium in Krefeld ab. Auch die Wahl des Studiums wurde durch wirtschaftliche Gründe bestimmt. Argelander schrieb sich parallel an der Handelshochschule Berlin und der Berliner Universität in den Fächern Staatswissenschaft und Philosophie ein, beschäftigte sich aber auch schon mit der Psychologie. Sie leistete von April 1917 bis September 1918 „Vaterländischen Hilfsdienst“ im Verein Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller und beschäftigte sich in diesem Rahmen mit der wissenschaftlichen Untersuchung von Aspekten der Preispolitik der Eisenindustrie in unterschiedlichen Ländern. Nach dem Wechsel an die Universität Heidelberg im Herbst 1918 legte sie dort schon im Sommer 1919 eine Dissertation zum Thema „Die Entwicklung des Eisenpreises in Deutschland, England und den USA während des Krieges“ vor und wurde in den Gebieten Volkswirtschaft, Staatslehre und Handelsrecht promoviert.

Etwa einen Monat nach ihrer Promotion wechselte Argelander an die TH Karlsruhe. Sie leitete dort die Abteilung für volkswirtschaftliche und psychotechnische Fragen am Deutschen Forschungsinstitut für Textilwirtschaften. Für ihre weitere Laufbahn war bedeutsam, dass sie [Hier eingeben]

gleichzeitig auch Vorlesungen und Übungen zu Fragen der Psychotechnik und zur praktischen Psychologie bei Prof. Willi Hellpach an der TH besuchte. Dieser empfahl sie Wilhelm Peters für eine vakante Assistentenstelle an der Handelshochschule Mannheim, die sie zum April 1920 antrat. Damit begann eine produktive Zusammenarbeit mit Wilhelm Peters, die bis 1933 andauern sollte.

Die Zeit in Mannheim (1920-1923)

Über Argelanders Mannheimer Lehrtätigkeit geben die in der Universitätsbibliothek Mannheim aus jener Zeit noch vorhandenen Vorlesungsverzeichnisse Auskunft. Im Wintersemester 1921/22 sowie im Sommersemester 1923 führte Argelander ein psychotechnisches Praktikum durch. Hinzu kommt eine Veranstaltung zur Praktischen Intelligenz, Begabungs- und Eignungsprüfungen, die auch dem Bereich der Psychotechnik zugeordnet werden kann. Mehr als doppelt so viele Veranstaltungen ihrer Mannheimer Lehrtätigkeit fanden auf dem Gebiet der pädagogischen Psychologie in Form von Übungen und Anleitungen zu Untersuchungen statt. Die sich aus der programmatischen Antrittsvorlesung von Peters (1920) abzuleitende Erwartung, dass im Lehrprogramm der Handelshochschule die angewandte Psychologie, insbesondere die Arbeits- und Wirtschaftspsychologie einen zentralen Stellenwert einnehmen sollte und weiterhin Veranstaltungen zu Methodenlehre, Philosophie und Pädagogik geplant waren, wird für die angewandte Psychologie, sofern sie die wirtschaftsnahe Psychotechnik betrifft, zumindest von Argelander als Mitarbeiterin von Peters nicht erfüllt. Im Hinblick auf die Forschungsarbeiten Argelanders verwies Peters in seinem Schreiben vom 3. März 1921 an das Kuratorium der Mannheimer Handelshochschule darauf, dass Frau Dr. Argelander schon seit einiger Zeit wirtschaftspsychologische Untersuchungen über die Übungsfähigkeit in ihrer Relation zum Abschneiden in psychotechnischen Eignungsprüfungen durchführte, die fast abgeschlossen waren (Ziel des Schreibens war es, Zugang zum wirtschaftspsychologischen Labor zu erhalten, s.o.). Es dürfte sich um die Studie handeln, die Argelander wenig später in verschiedenen Zeitschriften publizierte (Argelander, 1921, 1922, 1923). Weitere Publikationen Argelanders aus ihrer kurzen Mannheimer Phase sind uns nicht bekannt. Nach dem Weggang von Peters nach Jena wurde Argelander im Sommersemester 1923 die stellvertretende Leitung des Mannheimer Instituts für Psychologie und Pädagogik übertragen, die sie nur kurze Zeit wahrnahm. Schon zum Wintersemester 1923/24 folgte sie Peters an die Universität Jena.

Die Schaffensperiode in Jena (1923-1937)

Argelander als Mitarbeiterin von Wilhelm Peters (1923-1933). Während Wilhelm Peters im Sommersemester 1923 vor allem mit den Folgen des oben beschriebenen Thüringer Hochschulkonflikts beschäftigt war und den Aufbau des neuen Instituts plante, konnte schon im Wintersemester 1923/24 ein vielseitiges Lehrprogramm zusammengestellt werden, an dessen Umsetzung Annelies Argelander wesentlichen Anteil hatte. Sie übernahm einen Großteil der psychologischen Praktika in Allgemeiner und Kinderpsychologie, weiterhin auch Veranstaltungen im Bereich der Pädagogischen Psychologie. Argelander nutzte die ersten Jahre in Jena aber auch dazu, ihre Habilitationsschrift zum Thema „Das Farbenhören und der synästhetische Faktor der Wahrnehmung“ voranzutreiben und der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät im Herbst 1926 vorzulegen. Nachdem die Gutachten von Wilhelm Peters und Theodor Ziehen positiv ausgefallen waren, fand der Probevortrag mit Kolloquium zum Thema „Über Methoden und Ziele der Arbeitspsychologie“ noch vor Jahresende 1926 statt. Wie bereits erwähnt hatte sich Annelies Argelander damit als eine der ersten Frauen für das Fachgebiet Psychologie habilitiert. Sie könnte durchaus die erste gewesen sein. Nach ihrer Antrittsvorlesung mit dem Titel „Der Einfluss der Umwelt auf die geistige Entwicklung“ im Februar 1927 wurde sie als Privatdozentin zugelassen und zwei Jahre später auf eine Assistentenstelle mit aufsteigender Vergütung überführt (vgl. UAJ, D43, Personalakte Argelander).

Es sollte an dieser Stelle betont werden, dass die Frage von Habilitationsmöglichkeiten für Frauen an der Universität Jena sehr kritisch diskutiert wurde und meist offene Ablehnung provozierte. So war Annelies Argelander die erste und bis zum Ende der Weimarer Republik auch einzige Frau, die in Jena habilitiert wurde. Im Zeitraum von 1919 bis 1933 brachte kein regulär an die Universität Jena berufener Ordinarius eine Wissenschaftlerin als Mentor zur Habilitation. Ohne die Personalpolitik von Volksbildungsminister Greil in der Berufungsangelegenheit Wilhelm Peters wäre in Jena in den Zeiten der Weimarer Republik höchstwahrscheinlich überhaupt keine Wissenschaftlerin habilitiert worden (Marggraf, 2016, S. 45). So beeindruckt es sehr, dass im Fall Argelander letztendlich ein Außenseiter eine Außenseiterin zur Habilitation brachte, wobei auch die Wahl eines in der Fakultät respektierten externen Zweitgutachters (Theodor Ziehen) von Vorteil gewesen sein dürfte. Argelanders Habilitation stellte also in Jena eine Ausnahme dar, die keinerlei Signalwirkung auslöste. Dies lässt sich etwa daran ablesen, dass auch in der Zeit des Nationalsozialismus lediglich zwei Frauen habilitiert wurden, wobei das erste Verfahren 1934 auf prinzipielle NS-Vorbehalte stieß und erst nach intensiven Querelen erfolgreich abgeschlossen werden konnte, und die zweite

[Hier eingeben]

Habilitation erst 1945 kurz vor Kriegsende erfolgte, als von einem geregelten Wissenschaftsbetrieb nicht mehr die Rede sein konnte (Marggraf, 2016, S. 50ff.).

Die erfolgreiche Habilitation brachte Annelies Argelander berufliche Vorteile. Nachdem sie nur wenig später Angebote für Professuren an Pädagogischen Akademien in Frankfurt a.O. und Kassel erhalten hatte, stellte Peters im Januar 1930 einen Antrag auf Einrichtung einer planmäßigen außerordentlichen Professur für Argelander am Institut. Wenngleich dieser Antrag auch nicht erfolgreich war, so wurde Argelander vom Ministerium etwa einen Monat später immerhin zur nichtbeamteten außerordentlichen Professorin an der Universität Jena ernannt. Aufgrund der schwierigen finanziellen Situation war das Ministerium 1930 noch nicht dazu in der Lage, dem Antrag der Fakultät auf Einrichtung einer planmäßigen Kustoden-(Abteilungsleiter-)stelle für Annelies Argelander zu entsprechen. Sie durfte nun allerdings den Titel „Abteilungsvorstand der Psychologischen Anstalt“ führen. Ein erneuter Antrag der Fakultät zwei Jahre später erwies sich als erfolgreich: Argelander wurde mit Schreiben des Ministeriums vom 18. August 1932 als Kuratorin planmäßig eingestellt und durfte als Abteilungsleiterin die Amtsbezeichnung „Konservator“ benutzen (vgl. UAJ, Akte N 47/2). Im Sommer 1930 wurde sie vom Ministerium zum Mitglied der Prüfungskommission für das Lehramt in Jena ernannt (Peters war dem Ministerium nicht erwünscht), was als weiteres Indiz für die Anerkennung ihrer Arbeit gewertet werden kann (UAJ, Akte BA 973).

Wissenschaftlich betrachtet erwies sich Annelies Argelander in Jena und später auch in den USA als produktive und vielseitige Forscherin. Ihre Bibliographie umfasst 166 Arbeiten, die zahlreiche eigene empirische Untersuchungen und Übersichtsarbeiten zur Allgemeinen Psychologie, Arbeitspsychologie, Entwicklungspsychologie, Methodenlehre, Pädagogischen Psychologie und zur Sozialpsychologie enthalten. Besonders erwähnenswert ist natürlich die publizierte Habilitationsschrift (Argelander, 1927a), die sich mit dem „Farbenhören“ als einem Aspekt der Synästhesie und damit einem Thema der Wahrnehmungspsychologie widmete. In den Forschungsarbeiten ihrer Jenaer Periode spielte weiterhin die Frage schichtspezifischer Sprachprobleme eine zentrale Rolle. Immerhin 16 Titel befassten sich mit sprachpsychologischen und sprachsoziologischen Themen (vgl. Gallschütz, 2015; Maas, 2010). So plädierte sie etwa in ihrem Forschungsbericht „Der Einfluß der Umwelt auf die geistige Entwicklung“ (Argelander, 1928), einer erweiterten Fassung ihrer Antrittsvorlesung von 1927, für ein soziales bzw. funktionales und gegen ein biologisches Verständnis der sprachlichen Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. In einer detaillierten Fallstudie mit dem Titel „Über den sprachlichen Ausdruck des Schulkindes in der freien Erzählung“ verwendete

Argelander eine Skala zur Messung der sprachlichen Differenziertheit (im Bereich der schriftsprachlichen Syntax), die eindeutige positive Korrelationen mit der sozialen Schichtzugehörigkeit aufwies und auch geschlechtsspezifische Unterschiede zugunsten der Mädchen aufzeigte, was Argelander auf unterschiedliche Entwicklungsrhythmen bei Jungen und Mädchen zurückführte. In diesem Zusammenhang kritisierte sie auch die damals gängigen Intelligenztests, die zum großen Teil sprachliche Fertigkeiten erfassten, ohne die milieubedingten unterschiedlichen Sprachformen und -gewohnheiten (etwa die Differenziertheit des Ausdrucks und Wortschatzdifferenzen) zu berücksichtigen (Argelander, 1927b).

In pädagogisch-praktischer Perspektive, insbesondere im Hinblick auf die schulische Relevanz von frühen Entwicklungsunterschieden explorierte Argelander die schichtbedingt unterschiedlichen Sprachpotentiale speziell in ihrer Bedeutung für den Schriftspracherwerb. Dazu führte sie kontrollierte empirische Studien zu Schreibleistungen von Kindern aus unterschiedlichen Milieus durch, analysierte weiterhin aber auch das spontane Schreiben von Unterschichtskindern und -jugendlichen mit dem Versuch, das darin liegende Potential positiv herauszustellen und auf das Problem eines beschränkten Zugangs zu kulturellen Ressourcen hinzuweisen (s. Maas, 2010). Mit Adolf Busemann gab Argelander 1932 das Handbuch der pädagogischen Milieukunde heraus, in dem Effekten von Schichtunterschieden besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Die zusammen mit I. Weitsch (die wohl in Verbindung mit ihrer Erzieherinnenarbeit das Material erhoben hatte; s. Maas, 2010) erstellte Studie zum Thema „Aus dem Seelenleben verwahrloster Mädchen aufgrund ihrer Tagebuchaufzeichnungen“ wurde 1933 in einer von Charlotte Bühler herausgegebenen Reihe publiziert und weist auch inhaltliche Bezüge zu den Wiener Untersuchungen (insbesondere zu Arbeiten von Bühler mit Hildegard Hetzer) auf. Über die Wiener Arbeiten hinausgehend analysierten Argelander und Weitsch dort auch die spezifischen Probleme postpubertären Schreibens. Der methodische Zugang unterschied sich insofern von den Wiener Arbeiten, als er nicht primär ethnographisch angelegt war und die Daten statistisch verarbeitet wurden. Ihre Kompetenzen im Bereich der psychologischen Methodik hatte Argelander schon einige Jahre vorher in einem umfangreichen Handbuchkapitel zu Methoden der Kinderpsychologie und der pädagogischen Psychologie (Argelander, 1928b) demonstriert.

Argelander als Mitarbeiterin von Friedrich Sander. Die vielversprechende wissenschaftliche Laufbahn von Annelies Argelander geriet ab 1933 in eine Krise. Nach der Beurlaubung von Wilhelm Peters im April 1933 war sie zwar noch im folgenden Sommersemester als stellvertretende Direktorin der Psychologischen Anstalt tätig, doch wurde sie mit der Amtsübernahme durch Friedrich Sander (also ab Oktober 1933) in ihren Lehr- und

[Hier eingeben]

Forschungsmöglichkeiten enorm eingeschränkt. Argelander selbst stellt es in ihrem Schreiben an Margarete Jucknat vom 17. Februar 1948 so dar, dass Sander zu keiner Zeit versuchte, ihre Arbeitsbedingungen annehmbar zu gestalten. Er übernahm die Leitung der von ihr in den vergangenen zehn Jahren durchgeführten Praktika zur Allgemeinen und zur Kinderpsychologie und fungierte ab sofort auch als einziges Mitglied der Prüfungskommission. Dies hatte zur Folge, dass die Lehrveranstaltungen von Argelander kaum noch besucht wurden (die Teilnehmerzahl ihrer Vorlesung, die in den Vorjahren etwa 200 bis 300 Personen betrug, sank im WS 1933/34 auf 10 bis 15 Studierende ab). Sie wurde auch von einem bevorstehenden Boykott der Studenten gewarnt, da sie nach wie vor im Haus von Frau Peters wohnte. Dies hatte Konsequenzen: „Infolge der Aufregungen dieser Zeit wurde ich krank und habe das Institut danach nicht mehr betreten“ (UAW, Personalakte Argelander, Bestand D, Nr. 941, Bl. 66).

Nach Abschluss des besagten Wintersemesters stellte Argelander im April 1934 einen Antrag an das Thüringische Volksbildungsministerium mit Bitte um Gewährung eines Studienurlaubs für das Sommersemester 1934, um einer Einladung der British Federation of University Women nach London Folge zu leisten. Dieser Antrag wurde im Mai 1934 genehmigt und ihr England-Aufenthalt, wie aus der Förder-Übersicht des Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars (Stinson, 1982) hervorgeht, von diesem Komitee finanziell unterstützt. Obwohl nirgendwo explizit erwähnt, hat Argelander diese Reise dazu genutzt, um Forschungsarbeiten mit Wilhelm Peters in London durchzuführen, wie die spätere Korrespondenz der beiden aus den fünfziger Jahren belegt (AWZ, NL Peters, WO 1 (I, II) und WO 4).

Unklar bleibt, wie lange sich Annelies Argelander in England aufgehalten hat. Im Studienjahr 1934/35 war sie jedenfalls nicht in Jena tätig. Im November 1935 legte Argelander dem Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät eine ärztliche Bescheinigung des Direktors der Psychiatrischen und Nervenklinik vor, die ihr einen schweren nervösen Erschöpfungszustand in Verbindung mit leichten Depressionen bestätigte, verbunden mit der Bitte um Urlaub für das laufende Semester. Dieser wurde ihr vom Ministerium zunächst für das Wintersemester und nach Vorlage eines weiteren Attests auch für das Sommersemester 1936 bewilligt.

Aus der im Universitätsarchiv Jena gelagerten Personalakte von Annelies Argelander geht hervor, dass sie die Beurlaubung von der Universität Jena dazu nutzte, sich nach anderen beruflichen Möglichkeiten umzusehen. Einer Mitteilung des Berliner Kaiser-Wilhelm-Instituts für Hirnforschung an die Universität Jena vom Dezember 1936 zufolge übte Argelander dort eine Tätigkeit aus, die sie bis März 1937 fortsetzen wollte, um sich mit dem Ziel einer

[Hier eingeben]

beruflichen Veränderung tiefer in das Fachgebiet der Gehirmpsychologie und Vererbungsforschung einzuarbeiten. Ihre Beurlaubung wurde daraufhin vom Thüringer Volksbildungsministerium unter Fortsetzung der Zahlung ihrer bisherigen Bezüge bis zu diesem Termin verlängert (UAJ, Personalakte Argelander, Bestand D, Nr. 43).

Damit hatte nun aber die Langmut von Ministerium und Universität ein Ende. Nachdem Argelander auch zum Sommersemester 1937 ihre Tätigkeit an der Psychologischen Anstalt nicht wiederaufnahm, verfasste der Rektor Wolfgang Meyer-Erlach im Juli 1937 ein Schreiben an den Thüringischen Minister für Volksbildung, in dem er die problematische Personalsituation in der Psychologischen Anstalt beklagte und darauf hinwies, dass die Beurlaubung von Frau Prof. Argelander nun schon seit mehr als vier Semestern andauerte. Der Rektor beantragte die Einrichtung einer neuen Assistentenstelle für Prof. Sander, um weitere Überlastung zu verhindern (UAJ, Bestand BA, Nr. 976, Bl. 110). Es scheint dabei interessant, dass Annelies Argelander in dem Schreiben als „ehemalige 1. Assistentin“ bezeichnet wurde, obwohl sie lediglich beurlaubt war. Als Grund für die Beurlaubung wurde vom Rektor angegeben, dass Argelander „in engster Gemeinschaft mit dem Juden Prof. Dr. Wilhelm Peters ... lebte und auch seine Hausgemeinschaft teilte“. Wie die bisherige Darstellung der Ereignisse verdeutlicht hat, handelte es sich bei dieser Begründung um eine aus heutiger Sicht unschöne Unterstellung, die jedoch ihren Zweck erfüllte: Annelies Argelander erhielt schon eine Woche später ein Schreiben des Thüringischen Volksministeriums, in dem ihr mitgeteilt wurde, dass der Minister sie gemäß §6 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums in den Ruhestand versetzte und ihr auch die Lehrbefugnis an der Universität Jena entzog.

Annelies Argelander wurde damit schon im Alter von 41 Jahren zur Ruheständlerin. Ihre Mitgliedschaft im Nationalsozialistischen Lehrerbund (NSLB) hatte ihr nicht genutzt. Offenbar war ihre enge Zusammenarbeit mit dem Juden Peters der zentrale Problempunkt. Dies geht auch aus einem Gutachten des Nationalsozialistischen Deutschen Dozentenbundes (NSD) zu Argelander hervor, das 1936 erstellt wurde. Dieses Gutachten charakterisierte sie als Gehilfin von Wilhelm Peters, ohne stärkere Eigeninitiative und Kreativität. Sie war nach Auffassung des Gutachters im Lehrbetrieb solange erfolgreich, wie sie von Peters in seinem Vorlesungsplan miteingesetzt war. Ohne Peters hatte sie dann Probleme. Immerhin wurde Argelander attestiert, dass sie „ein Mensch von anständigem und lauterem Charakter“ war (UAJ, Akte UW 11).

Der weitere Werdegang von Annelies Argelander in Deutschland lässt sich aus den im Universitätsarchiv Jena verfügbaren Dokumenten nur ungefähr erschließen. Sie verbrachte die Zeit von Mitte 1937 bis Anfang 1939 wohl am Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin, wo sie den

[Hier eingeben]

13 Jahre jüngeren polnischen Neurologen Jerzy Edwin Rose kennenlernte und ihn dort auch heiratete. Laut Auskunft der Geheimen Staatspolizei meldete sie sich im Januar 1939 in Berlin ab, um nach Wilna/Polen auszuwandern. Dies geschah offenbar ohne Wissen der Universität Jena, die erst von Argelanders Bank von der Entwicklung erfuhr und danach ihre Bezüge umgehend strich. In einem Schreiben des Berliner Polizeipräsidenten an die Universität Jena vom April 1939 erbat sich dieser Auskünfte über die „Auswanderung der Jüdin Frau Prof. Dr. Annelies Argelander“ und deren Bezüge. Eine inhaltlich ähnliche Anfrage erging im Oktober 1939 durch die NSDAP-Reichsleitung an die Universität. In den Antwortschreiben der Universität und des Thüringischen Ministeriums für Volksbildung wurde jeweils darauf verwiesen, dass für eine jüdische Abstammung keinerlei Anhaltspunkte bestanden, die Versetzung in den Ruhestand bereits erfolgt sei und für die Dauer „des nicht genehmigten Aufenthaltes im Ausland“ die Zahlung der Bezüge eingestellt worden war (vgl. UAJ, Bestand BA, Nr. 937, 973-976).

Die Zeit Argelanders in den USA (1939-1980)

Der Aufenthalt Argelanders in Polen war nur von kurzer Dauer. Kurz vor dem Polenfeldzug Hitlers im September 1939 (und damit dem Beginn des zweiten Weltkriegs) emigrierte sie mit ihrem Mann in die USA. Während Jerzy Edwin Rose noch 1939 eine Professur an der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore (Maryland) erhielt, nahm Annelies Argelander-Rose im gleichen Jahr eine Professur am Smith College in Northampton (Mass.) an (vgl. Kruger, 1993). Aus den Eintragungen in Stinson (1982) kann gefolgert werden, dass Argelander-Rose auch 1939 finanzielle Unterstützung durch das schon erwähnte Emergency Committee in Aid of Dislocated Foreign Scholars gewährt wurde. Die Distanz zwischen beiden Universitätsstädten war beträchtlich und betrug etwa 500 km. Das Ehepaar Rose-Argelander hatte nun zwar günstige Arbeitsbedingungen gefunden, musste aber eine räumliche Trennung verkraften. Erst zehn Jahre später (1949) wechselte Annelies Argelander-Rose vom Smith College an das Goucher College in Towson (Maryland), was die Entfernung zum Standort des Ehemanns auf nur noch ca. 15 km verkürzte. Diese gemeinsame Phase dauerte wohl weitere zehn Jahre. Aus dem der herausragenden Lebensleistung von Jerzy Edwin Rose gewidmeten Artikel von Kruger (1993) erfahren wir, dass Annelies Argelander dessen erste Ehefrau war. Ein späterer Beitrag von Gaal, Stenerson und Kuo (2016) zum Wirken von Rose lässt vermuten, dass die Trennung und Scheidung vor 1959 erfolgte, also bevor Rose an die University of Wisconsin/ Madison wechselte. Aus der Korrespondenz von Argelander mit Peters aus dem Jahr 1957 lässt sich schließen, dass das Ehepaar Rose-Argelander zu diesem Zeitpunkt noch zusammenlebte und gemeinsame Reisen unternahm. Der Zeitpunkt der Trennung ist wohl auf 1958 oder 1959 zu [Hier eingeben]

datieren. Wenn wir von Kruger (1993) nicht erfahren hätten, dass Annelies Argelander-Rose im Oktober 1980 verstorben war, hätte man aufgrund der von Gaal et al. gewählten Formulierung: „Prior to Rose’s relocation to Wisconsin, he lost his wife Annelies Argelander“ (2016, p. 71) wohl auf ein früheres Ableben von Roses erster Ehefrau schließen können. Da die Distanz zwischen Baltimore und Wisconsin mehr als 1100 km beträgt, dürfte dieser Wechsel Roses das endgültige Beziehungsende dargestellt haben. Annelies Argelander verbrachte wohl ihre restliche Lebenszeit im Einzugsbereich von Baltimore. Jerzy Rose heiratete schon kurz nach seinem Wechsel an die Universität Wisconsin die polnische Neurowissenschaftlerin Hanna Sobkowicz, die ihn fast drei Jahrzehnte überlebte und erst 2018 verstarb.

Über den wissenschaftlichen Werdegang von Annelies Argelander in den USA wissen wir relativ wenig. Ihre Forschungsarbeiten am Smith College beschäftigten sich mit sozial-emotionalen Anpassungsprozessen im Jugendalter und bei jungen Erwachsenen (z.B. Argelander, 1944, 1946, 1947) und setzten damit einen anderen Schwerpunkt als in Jena. Obwohl sie eine Sprachbarriere überwinden musste, gelang es ihr doch innerhalb kurzer Zeit, ihre Studien in renommierten amerikanischen Zeitschriften zu publizieren. Über ihre Forschungsarbeiten am Goucher College ist uns leider nichts bekannt.

Für Annelies Argelander gilt wie für Wilhelm Peters und Friedrich Sander, dass politische Ereignisse, insbesondere der Regimewechsel 1933 und der Kriegsausbruch 1939, ihre weitere berufliche Laufbahn wesentlich beeinflussten. Bis 1933 profitierte sie stark von ihrem Mentor Wilhelm Peters, in der Folge wurde sie vom Peters-Nachfolger Friedrich Sander, der ihre Ablösung intensiv betrieb, sehr unfair behandelt. Die Ruhestandsversetzung im Jahr 1937 bedeutet das Ende ihrer Karriere im deutschen Reich.

Spekulationen zum Verhältnis zwischen Argelander und Peters

Abschließend soll noch ein Aspekt erörtert werden, der im Schreiben des Jenaer Rektors an das Volksbildungsministerium von 1937 herausgestellt und in der Folge auch von einigen Sekundärquellen thematisiert wurde: War es wirklich so, dass Argelander in „engster Gemeinschaft“ mit dem Juden Peters lebte, wie es der Rektor Meyer-Erlach anprangerte? Gab es tatsächlich eine Liebesbeziehung zwischen den beiden? Auf die Aussage des Rektors wurde in verschiedenen Sekundärquellen zurückgegriffen. So wies etwa Maas (2010) darauf hin, dass Argelander schon seit 1920 mit Peters zusammenlebte und mit ihm dann nach Jena gezogen war. Raelmann (2005, S. 67f.) betonte ebenfalls, dass Argelander mit Peters liiert war und mit ihm zusammenwohnte. Dieser Autorin zufolge war die nichteheliche Gemeinschaft früher sehr unüblich und mit sozialer Ächtung verbunden. Raelmann wertete die Entscheidung Argelanders für ein nichteheliches Zusammenleben als mutig, sah darin aber auch den NS-politischen Grund [Hier eingeben]

für ihre Ausgrenzung und Entlassung. Was den letztgenannten Punkt angeht, so haben wir schon oben dargestellt, dass die Argumentation des Rektors unrichtig war.

Gibt es dennoch irgendwelche Belege für ein Liebesverhältnis zwischen Argelander und Peters? Kann der Umstand, dass Argelander Peters 1934 zumindest für kurze Zeit nach London gefolgt ist, in diesem Sinne gewertet werden? Wir haben gründlich recherchiert und keine Anhaltspunkte gefunden. Dagegen spricht, dass die Familie von Peters sowohl von Würzburg nach Mannheim als auch von Mannheim nach Jena mitgezogen ist. Die beiden Kinder der Familie Peters wurden in Mannheim geboren, eine Beziehung von Argelander zu Peters war also zu diesem frühen Zeitpunkt eher unwahrscheinlich. Wenn nun der Jenaer Rektor in seinem Schreiben von einer „Hausgemeinschaft“ ausgeht, so lag er nicht einmal so falsch. Argelander wohnte in der Tat im Haus der Familie Peters zur Untermiete, und dies auch noch längere Zeit nach Peters' Emigration nach England (was Argelander in ihrem Schreiben an Margarete Jucknat von 1948 explizit erwähnt). Die Korrespondenz der fünfziger Jahre belegt eine Duz-Beziehung zwischen Annelies Argelander und Anna Peters und freundschaftliche Beziehungen zwischen dem Ehepaar Peters und Argelander. Man kann also wohl davon ausgehen, dass Annelies Argelander während der gemeinsamen Mannheimer und Jenaer Perioden und über den gesamten Zeitraum ihrer wissenschaftlichen Zusammenarbeit hinweg auch ein sehr gutes persönliches Verhältnis zu Wilhelm Peters hatte, das sich auf die Familie Peters verallgemeinern lässt. Für ein weitergehendes Liebesverhältnis gibt es keinerlei Anzeichen.

Danksagung

Wir danken sehr herzlich Frau Margit Hartleb vom Universitätsarchiv Jena, Frau Dr. Sandra Eichfelder vom Universitätsarchiv Mannheim, Frau Katharina Rave von der Universitätsbibliothek Mannheim und Herrn Dr. Marcus Holtz vom Universitätsarchiv Würzburg für die wertvolle Unterstützung bei unseren Recherchen. Gleichmaßen herzlich bedanken wir uns bei den Professoren Georg Eckardt, Joachim Kornadt, Georg Rudinger und Rainer Silbereisen für deren Hinweise, Anregungen und Korrekturen zu unserem Manuskript. Besonders bedanken möchten wir uns auch bei Anna-Lena Amend, die sorgfältig Korrektur gelesen und an der einen oder anderen Stelle die bessere Formulierung parat hatte.

Schließlich gilt unser ausdrücklicher Dank auch der Adolf Würth GmbH und Co. KG, die das Adolf-Würth-Zentrum für Geschichte der Psychologie unterstützt.

Literaturverzeichnis

Allesch, Chr. (2017). Koffka, Kurt. In U. Wolfradt, E. Billmann-Mahecha & A. Stock (Hrsg.), *Deutschsprachige Psychologinnen und Psychologen 1933-1945 – Ein Personenlexikon, ergänzt um einen Text von Erich Stern* (S. 246-247). Wiesbaden: Springer.

Argelander, A. (1921). Beiträge zur Psychologie der Übung I. *Zeitschrift für angewandte Psychologie*, 19, 1-38.

Argelander, A. (1922). Beiträge zur Psychologie der Übung I: Übungsfähigkeit und Anfangsleistung. *Psychologische Forschung*, 1, 398-409.

Argelander, A. (1923). Beiträge zur Psychologie der Übung II-IV. *Zeitschrift für angewandte Psychologie*, 21, 225-258.

Argelander, A. (1927a). *Das Farbenhören und der synästhetische Faktor der Wahrnehmung*. Jena: Fischer.

Argelander, A. (1927b). Über den sprachlichen Ausdruck des Schulkindes in der freien Erzählung. *Jenaer Beiträge zur Jugend- und Erziehungspsychologie*, 3, 61-80.

Argelander, A. (1928a). Der Einfluß der Umwelt auf die geistige Entwicklung. *Jenaer Beiträge zur Jugend- und Erziehungspsychologie*, 7, 1-39.

Argelander, A. (1928b). Methoden der Kinderpsychologie und der pädagogischen Psychologie. In E. Abderhalden (Hrsg.), *Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden* (S. 1113-1264). Berlin: Urban & Schwarzenberg.

Argelander, A. (1944). Insecurity feelings in adolescent girls. *Nervous Child*, 4, 46-59.

Argelander, A. (1946). The effect of the war on the social and emotional adjustment of college girls. *Journal of Social Psychology*, 24, 177-185.

Argelander, A. (1947). A study of homesickness in college freshmen. *Journal of Social Psychology*, 26, 185-202.

Argelander, A. & Weitsch, I. (1933). Aus dem Seelenleben verwaarloster Mädchen aufgrund ihrer Tagebuchaufzeichnungen. In C. Bühler (Hrsg.), *Quellen und Studien zur Jugendkunde*. Jena: Fischer.

Arnold, W. (1960). Wilhelm Peters zum 80. Geburtstag. *Psychologie und Praxis*, 4(4), 145-147.

Ash, M.G. (1985). Die experimentelle Psychologie an den deutschsprachigen Universitäten von der Wilhelminischen Zeit bis zum Nationalsozialismus. In M. G. Ash & U. Geuter (Hrsg.),

[Hier eingeben]

Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert. Ein Überblick (S. 45-82). Opladen: Wissenschaftlicher Verlag.

Ash, M.G. & Geuter, U. (1985). NSDAP-Mitgliedschaft und Universitätskarriere in der Psychologie. In C.F. Graumann (Hrsg.), *Psychologie im Nationalsozialismus* S. 263-278). Berlin: Springer.

Batur, S. (2002). *Institutionalisierung der Psychologie an der Universität Istanbul*. Unveröffentl. Diplomarbeit zur Erlangung des Magistergrades der Philosophie an der Fakultät für Human- und Sozialwissenschaften der Universität Wien.

Billmann-Mahecha, E. (2004). Frauen in der wissenschaftlichen Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 55, 78-86.

Bracken, H. von (1960). Wilhelm Peters und die Sonderpädagogik. *Zeitschrift für Heilpädagogik*, 3, 119-131.

Bracken, H. von (1979). Helmut von Bracken. In L.J. Pongratz, W. Traxel & E.G. Wehner (Hrsg.), *Psychologie in Selbstdarstellungen* (Band 2, S. 49-76). Bern: Huber.

Bracken, H. von & Boss, H. (1960). Wilhelm Peters' psychologische, pädagogische und philosophische Veröffentlichungen. *Psychologische Beiträge*, 5, 504-508.

Busemann, A. & Argelander, A. (Hrsg.) (1932). *Handbuch der pädagogischen Milieukunde. Halle(Saale): Schroedel.*

Dumont, K. (2003). Psychologie im „real existierenden“ Sozialismus – Das Jenaer Institut für Psychologie. In G. Eckardt (Hrsg.), *Psychologie vor Ort – ein Rückblick auf vier Jahrhunderte: die Psychologie in Jena vom 16. bis 20. Jahrhundert* (S. 403-442). Frankfurt a.M.: Peter Lang.

Eckardt, G. (1973). Die Gründung der Psychologischen Anstalt in Jena (1923). *Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena*, 22, 517-559.

Eckardt, G. (1999). Wilhelm Peters – Aspekte seines Lebenswerks. In W. Janke & W. Schneider (Hrsg.), *Hundert Jahre Institut für Psychologie und Würzburger Schule der Denkpsychologie* (S. 147-157). Göttingen: Hogrefe.

Eckardt, G. (2003). Der schwere Weg der Institutionalisierung: Wilhelm Peters. In G. Eckardt (Hrsg.), *Psychologie vor Ort – ein Rückblick auf vier Jahrhunderte: die Psychologie in Jena vom 16. bis 20. Jahrhundert* (S. 303-335). Frankfurt a.M.: Peter Lang.

Erichsen, R. (1996). Vom Nationalsozialismus vertriebene Wissenschaftler auf dem Markt. *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*, 19, 219-234.

Fitzek, H. & Wittmann, S. (2003). Die Psychologische Anstalt im Nationalsozialismus unter Friedrich Sander. In G. Eckardt (Hrsg.), *Psychologie vor Ort – ein Rückblick auf vier Jahrhunderte: die Psychologie in Jena vom 16. bis 20. Jahrhundert* (S. 337-401). Frankfurt a.M.: Peter Lang.

Gaal, J.T., Stenerson, M., & Kuo, J.S. The enduring legacy of pioneering neuroscientist Jerzy Edwin Rose. *Journal of Clinical Neuroscience*, 33, 69-72.

Gallschütz, C. (2017). Annelies Argelander. In U. Wolfradt, E. Billmann-Mahecha & A. Stock (Hrsg.), *Deutschsprachige Psychologinnen und Psychologen 1933 – 1945*. (S. 12-13). Zweite Auflage. Wiesbaden: Springer.

Geuter, U. (1984). „Gleichschaltung“ von oben? Universitätspolitische Strategien und Verhaltensweisen in der Psychologie während des Nationalsozialismus. *Psychologische Rundschau*, 35, 198-213.

Geuter, U. (1988). *Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Harten, H. Chr., Neirich, U. und Schwerendt (2006). *Rassenhygiene als Erziehungsideologie des Dritten Reichs*. Berlin: Akademie Verlag.

Hossfeld, U. (Hrsg.). (2003). *Kämpferische Wissenschaft: Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus*. Köln: Böhlau.

Hofstetter, P. (1957). *Lexikon Psychologie*. Frankfurt: Fischer.

Holzappel, W. (2001). Peters, Wilhelm. In *Neue Deutsche Biographie*, 20, S. 249 (Online-Version).

Ibsen, G. (1922). *Über Gestaltauffassung. Erörterung des Sanderschen Parallelogramms*. Unveröffentl. Dissertation, Universität Leipzig.

John, J. & Stutz, R. (2009). Die Jenaer Universität 1918 bis 1945. In: Senatskommission zur Aufarbeitung der Jenaer Universitätsgeschichte im 20. Jahrhundert (Hrsg.), *Traditionen – Brüche – Wandlungen* (S. 270-587). Köln: Böhlau Verlag.

Killy, W. & Vierhaus, R. (1998). *Deutsche Biographische Enzyklopädie* (Bd. 7, S. 617). München: Saur.

Klemm, O. & Sander, F. (1924). *Arbeitspsychologische Untersuchungen an der Häckselmaschine*. Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens. Leipzig: Barth.

Krueger, F. (1939). Otto Klemm und das Psychologische Institut der Universität Leipzig. *Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde*, 56, 253-346.

Kruger, L. (1993). Jerry Edwin Rose. *The Journal of Comparative Neurology*, 327, 469-472.

Loosch, E. (2008). *Otto Klemm (1884-1939) und das Psychologische Institut in Leipzig*. Berlin: LIT Verlag.

Lück, H.E. (2004). Die Wiederbegründung der Deutschen Gesellschaft für Psychologie nach dem zweiten Weltkrieg. *Psychologische Rundschau*, 55, 33-41.

Lück, H.E. (2020). Peters, Wilhelm. In M. A. Wirtz (Hrsg.), *Dorsch – Lexikon der Psychologie*. Abgerufen am 04.02.2020, von <https://portal.hogrefe.com/dorsch/peters-wilhelm/>.

Marggraf, S. (2016). Sonderkonditionen. Habilitationen von Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus an den Universitäten Berlin und Jena. *Feministische Studien*, 20, 40-56.

Maas, U. (2010). Argelander-Rose, Anneliese. In *Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachforscher 1933 – 1945* (Bd. 1, Dokumentation). Tübingen: Stauffenberg-Verlag.

Meischner-Metge, A. & Schröger, E. (2020). Leipzig – Die Geschichte des Instituts für Psychologie in Leipzig. In A. Stock & W. Schneider (Hrsg.), *Die ersten Institute für Psychologie im deutschsprachigen Raum – Ihre Geschichte von der Entstehung bis zur Gegenwart* (S. 274-303). Göttingen: Hogrefe.

Merz, F. (1960). Amerikanische und deutsche Psychologie. *Psychologie und Praxis*, 4, 78-91.

Merz, F. (1992). Ferdinand Merz. In E.G. Wehner (Hrsg.), *Psychologie in Selbstdarstellungen* (Bd. 3, S. 175-201). Bern: Huber.

Merz, F. (1999). Wilhelm Peters. In W. Janke & W. Schneider (Hrsg.), *Hundert Jahre Institut für Psychologie und Würzburger Schule der Denkpsychologie* (S. 141-146). Göttingen: Hogrefe.

Métraux, A. (1985). Der Methodenstreit und die Amerikanisierung der Psychologie in der Bundesrepublik 1950–1970. In M. G. Ash & U. Geuter (Hrsg.), *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert: Ein Überblick* (S. 225–251). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Peters, W. (1915). Über Vererbung psychischer Fähigkeiten. Statistische und experimentelle Untersuchungen. *Fortschritte der Psychologie*, 1915, 3, 185-382.

Peters, W. & Lazar, E. (1915b). Rechenbegabung und Rechendefekt bei abnormen Kindern. *Fortschritte der Psychologie*, 3, 167-184.

[Hier eingeben]

Peters, W. (1916). *Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage*. Leipzig: Quelle & Meyer.

Peters (1919). Psychologie und Hirnverletzenfürsorge. *Zeitschrift für Angewandte Psychologie*, 14, 75-89.

Peters, W. (1920). *Die philosophischen Disziplinen an der Handels-Hochschule*. Mannheim.

Peters, W. (1925). *Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution*, Jena: Fischer.

Peters, W. (1926a). Bericht über Arbeiten aus der Jenaer Psychologischen Anstalt. In K. Bühler (Hrsg.), *Bericht über den IX. Kongress für experimentelle Psychologie in München* (S. 205-209). München.

Peters, W. (1926b). Die ‚wissenschaftlichen‘ Grundlagen der Hartnackeschen Schulpolitik. *Sächsische Schulzeitung*, 34, 623-625.

Peters, W. (1932). Rassenpsychologie. In W. Götze, E. Kretschmer, W. Peters & F. Weidenreich (Hrsg.), *Rasse und Geist* (S. 28-57). Leipzig: Barth.

Raehlmann, I. (2005). *Arbeitswissenschaft im Nationalsozialismus*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Rudinger, G., Stöwer, R. & Schlöder, B. (2020). Bonn – Geschichte der Psychologie an der Universität Bonn. In A. Stock & W. Schneider (Hrsg.), *Die ersten Institute für Psychologie im deutschsprachigen Raum – Ihre Geschichte von der Entstehung bis zur Gegenwart* (S. 66-90). Göttingen: Hogrefe.

Salber, W. (1969). Drei Abhandlungen von Friedrich Sander aus dem Jahr 1967. *Archiv für die gesamte Psychologie*, 121, 294-300.

Sander, F. (1927). Über Gestaltqualitäten. *Bericht über den 8. Internationalen Kongress der Psychologie*, 641-649.

Sander, F. (1933). Die Idee der Ganzheit in der deutschen Psychologie. *Der Thüringer Erzieher*, 1, 10-12.

Sander, F. (1934). Zum neuen Jahrgang. *Zeitschrift für Jugendkunde*, 4, 1-3.

Sander, F. (1937a). Deutsche Psychologie und nationalsozialistische Weltanschauung. *Nationalsozialistisches Bildungswesen*, 2, 641-649.

Sander, F. (1937b). Zur neuen Gefühlslehre. Sammelreferat. In O. Klemm (Hrsg.), Bericht über den 15. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Jena vom 5.-8. Juli 1936 (S. 23-51). Jena: Fischer.

Sander, F. (1939). Charakter- und Jugendkunde im Rahmen der Thüringer Lehrerbildung. *Der Thüringer Erzieher*, 29, 213-214.

Sander, F. (1943). Die Wandlung der deutschen Psychologie. *Deutschlands Erneuerung*, 27, 14-21.

Sander, F. (1972). Friedrich Sander. In L. Pongratz, W. Traxel & E. Wehner (Hrsg.), *Psychologie in Selbstdarstellungen* (Bd. 1, S. 309-333). Bern: Huber.

Sander, F. & Volkelt, H. (1967). *Ganzheitspsychologie. Grundlagen, Ergebnisse, Anwendungen*, 2. Aufl.). München: Beck.

Schöpflug, W. (2020). Berlin – Das Psychologische Institut der Friedrich-Wilhelm-Universität sowie frühere, gleichzeitige und spätere psychologische Einrichtungen. In A. Stock & W. Schneider (Hrsg.), *Die ersten Institute für Psychologie im deutschsprachigen Raum – Ihre Geschichte von der Entstehung bis zur Gegenwart* (S. 11-64). Göttingen: Hogrefe.

Slater, J.G. (2005). *Minerva's Aviary – Philosophy at Toronto 1843–2003*. Toronto: University of Toronto Press.

69

Stadtarchiv Jena (Hrsg.) in Zusammenarbeit mit dem Jenaer Arbeitskreis Judentum (2015). *Jüdische Lebenswege in Jena – Erinnerungen, Fragmente, Spuren* (S. 397-399). Jena: Städtische Museen.

Stinson, J.D. (1982). *Guide to the Emergency Committee in Aid of Displaced Scholars records 1927-1949*. New York: The New York Public Library.

Stöwer, R., Rietz, C. & Rudinger, G. (1996). *Kleine Chronik des Psychologischen Instituts der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn 1898 – 1998*. Bonn: PACE.

Stock, A. (2015). Peters, Wilhelm. In U. Wolfradt, E. Billmann-Mahecha & A. Stock (Hrsg.), *Deutschsprachige Psychologinnen und Psychologen 1933-1945 – Ein Personenlexikon, ergänzt um einen Text von Erich Stern* (S. 350-351). Wiesbaden: Springer.

Stock, A. (2017). Messer, August. In U. Wolfradt, E. Billmann-Mahecha & A. Stock (Hrsg.), *Deutschsprachige Psychologinnen und Psychologen 1933-1945 – Ein Personenlexikon, ergänzt um einen Text von Erich Stern* (S. 309-310). Zweite Auflage. Wiesbaden: Springer.

Thomae, H. (1979). Hans Thomae. In L. Pongratz, W. Traxel & E. Wehner (Hrsg.), *Psychologie in Selbstdarstellungen* (Bd. 2, S. 305-327). Bern: Huber.

[Hier eingeben]

Thomae, H. (1994). *Interview mit Georg Rudinger und Ralph Stöwer am 22.8.1994*. Unveröffentl. Tonbandprotokoll.

Traxel, W. (2004). Zur Geschichte der Deutschen Gesellschaft für Psychologie im so genannten Dritten Reich. *Psychologische Rundschau*, 55, 21-32.

Undeutsch, U. (1992). Udo Undeutsch. In E.G. Wehner (Hrsg.), *Psychologie in Selbstdarstellungen* (Bd. 3, S. 401-427). Bern: Huber.

Weiss, V. (2000). *Die IQ-Falle: Intelligenz, Sozialstruktur und Politik*. Graz: Leopold Stocker.

Wellek, A. (1960). Deutsche Psychologie und Nationalsozialismus. *Psychologie und Praxis*, 4, 177-182.

Wellek, A. (1972). Albert Wellek. In L.J. Pongratz, W. Traxel & E. Wehner (Hrsg.), *Psychologie in Selbstdarstellungen* (Bd. 1, S. 357-388). Bern: Huber.

Wittmann, S. (2002). Zur „paradoxen Doppelnatur des Intellektuellen“: Der Fall Friedrich Sander. *Psychologie und Geschichte*, 10, 309-322.

Wolfradt, U. & Lück, H. (2015). Jucknat, Margarete. In U. Wolfradt, E. Billmann-Mahecha & A. Stock (Hrsg.), *Deutschsprachige Psychologinnen und Psychologen 1933-1945 – Ein Personenlexikon, ergänzt um einen Text von Erich Stern* (S. 218-219). Wiesbaden: Springer.